



Märchenschatz



Z B / K

(P. 100)

751E

Märchenschatz.

Volksmärchen,
in Westpreußen gesammelt und nach dem
Volksmunde wiedergegeben

von

Paul Behrend.

Mit Buchschmuck

von

Arthur Bendrat.

Motto:

„Das Märchen ist der ideale
Überrest aus der Kindheit
eines Volkes“

Bogumil Golz.



Erste Auflage.

Danzig.

Verlag und Druck von H. W. Kasemann
G. m. b. H.

1908.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
414988
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1900 L

Vorwort.

Nicht erdichtete, moderne Märchen, sondern schlichte Volksmärchen, echte und rechte Kinder der heimatischen Volkspoesie, übergebe ich hiermit der Öffentlichkeit. Die meisten derselben entstammen einem handschriftlichen Buche, welches zu Anfang des 19. Jahrhunderts von einem biederen Mann aus dem Volk angelegt worden war und sich in der Familie vererbt hat. Sie waren also schon niedergeschrieben, als beispielsweise die Brüder Grimm ihre Märchenammlung herausgaben. Sie sind auf demselben Baume gewachsen, von dem auch andere Märchensammler Früchte heruntergeholt haben. Sie entstammen der großen deutschen Volksseele. Vielleicht sind sie einst von eingewanderten Reichsdeutschen auf westpreussischen Boden verpflanzt worden und haben hier eine neue Heimstätte gefunden. Die übrigen habe ich in einer mehr als zwanzigjährigen Amtstätigkeit dem Volksmunde selbst abgelauscht.

Diejenigen Märchen der vorliegenden Sammlung, die an längst bekannte anklängen, sind unstrittig ursprünglicher Natur, was auch von namhaften Jugendschriftkritikern anerkannt worden ist. Zu den Märchen, die an bekannte erinnern, gehören z. B. Nr. 1 „Der Graulsucher“ (Grimm, Band I, Seite 21: „Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“), Nr. 2 „Die kluge Tochter“ (Grimm, Band II, Seite 44: „Die kluge Bauerntochter“), Nr. 3 „Der allergrößte Lügner“ (Lausch, Seite 26: „König und Handwerksbursche“), Nr. 5 „Die drei Wanderburschen“ (Grimm, Band II, Seite 142: „Die drei Handwerksburschen“) und Nr. 24 „Schneider Unverzagt“ (Wechsstein, Seite 92: „Das tapfere Bettelmännlein“ und Lausch, Seite 209: „Schneider Morgenrot“).

Lesen 11 (20. 7. 1908) 35 e

Mein Hauptaugenmerk bei der Herausgabe meines Büchleins war darauf gerichtet, die Märchen in möglichst unverfälschter Gestalt darzubieten. Immer habe ich wortgetreue Wiedergabe erstrebt. Damit wollte ich ihre Urwüchsigkeit wahren. Ich bin mir dessen bewußt, daß der Zauber, der sie umweht, um so größer ist, je mehr sie im Volk und im Volkscharakter festgewurzelt sind. Dieser eigenartige Märchenzauber mußte auch in der Sprache zum Ausdruck kommen.

Mein herzlichster Dank gebührt zunächst dem heimischen Jugendschriften-Ausschusse, der das Manuskript einer eingehenden Durchsicht unterziehen ließ, ferner dem Herrn Kunstmaler Arthur Bendrat in Danzig, der den künstlerischen Buchschmuck schuf, und den Herren Stadtschulinspektor A. Ambrassat in Graudenz und Hauptlehrer Th. Preuß in Lessen, die mir bei der Herausgabe bereitwilligst behilflich waren.

So schicke ich denn diese Märchenammlung, das Ergebnis einer langjährigen Arbeit, in die heimatlichen Fluren mit dem Wunsche hinaus, daß sie sich in Hütte und Schloß, in Stadt und Land Eingang verschaffen möchte. Dem westpreußischen Volksmund abgelaußt, mögen die nachfolgenden Märchen von neuem im Volk aufleben und rechte Heimatliebe pflegen helfen!

Kommerau, im Weihnachtsmonat 1907.

Der Herausgeber.



Inhaltsverzeichnis.

Nr.	Seite
1. Der Grauljucher	1
2. Die kluge Tochter	4
3. Der allergrößte Lügner	8
4. Der Wachbursche und seine glückliche Heirat	10
5. Die drei Wanderburschen	11
6. Der dumme Student	15
7. Der glückliche Jäger	17
8. Der Köhlerjohn	20
9. Der Fischerjohn	24
10. Der geschickte Prinz	30
11. Das goldene Ei	36
12. Der Sack voll Wahrheit	42
13. Der barmherzige Edelmann und sein Läufer	47
14. Der Geldstrumpf	54
15. Das Wunderpferd	56
16. Der kluge Müller	64
17. Der Schneidergraf	65
18. Der Mann ohne Kopf	68
19. Der Schäferjohn	69
20. Das Farnkraut	73
21. Der dumme Hans	74
22. Die drei Hunde	75
23. Die beiden Schwäne	81
24. Schneider Unverzagt	83
25. Die geraubte Prinzessin	88

Meinen lieben Kindern
gewidmet.



1. Der Graulfucher.

Es war einmal ein junger Bursche mit Namen Hans. Er war sehr stark, hatte aber doch nie in seinem Leben etwas Rechtes gelernt. Ja, er wußte nicht einmal, was der Graul war. Ihm graulte vor nichts. Hans wollte auch in keine Kirche gehen, sondern trieb sich viel lieber in Wald und Feld umher. Die Arbeit kannte er nicht, und so verlotterte er immer mehr und mehr.

Einmal wurde er zur Kirche geschickt. Hans ging, zog aber unterwegs aus dem neuen geflochtenen Strauchzaun einen Pfahl heraus und nahm ihn als Stock in die Kirche mit. Hier jagte er alle Leute hinaus. Darauf ging er vor die Kirche und sah sich aus Langeweile nach allen Seiten um. Indessen trug der Organist geschwind die Toten aus dem Gewölbe herauf und stellte sie zwischen die Bänke, um ihn graulich zu machen. Als Hans dies sah, schlug er mit seinem Stock alle Toten um und suchte den Organisten. Endlich fand er ihn in der Orgel, nahm ihn unter den Arm und trug ihn auf den Glockenturm. Der Organist bat flehentlich um sein Leben. Hans sagte, er wolle ihn nur lieb haben, und warf ihn von der Spitze des Turmes auf die Erde.

Nun ging Hans fort und kam in einen sehr großen Wald, den die Leute Tucheler Heide nannten. Mit der Zeit fand er ein großes Schloß im Walde, das ganz allein stand. Hans ging hinein und traf in dem Schloß eine Frau. Die war ganz kohlschwarz und mit Ketten an die Mauer gefesselt. Sie fragte ihn, wie er hierher geraten sei. Er antwortete: „Ich suche den Graul.“ Da fragte die Frau weiter, ob ihm denn vor nichts graulte. Hans entgegnete: „Nein, wenn ich nur etwas zu essen habe.“ Die Frau sprach: „Gehe in die andere Stube, da kannst du essen und trinken, was du nur willst.“ Hans ging und aß und trank nach Herzenslust. Als er zurückkam, sprach die Frau:

„Wenn dir vor nichts grault und du dich bei Kräften befindest, so kannst du mich erlösen.“ Dies wollte Hans gern tun, nur sollte ihm die Frau sagen, was er machen solle. Sie sprach: „Gehe in die fünfte Stube, schneide den, der an der Decke hängt, ab und beseitige ihn!“ Hans machte sich sogleich auf, traf auch richtig die bezeichnete Stube und trat hinein. An der Decke hing in jeder Ecke ein Viertel von einem Menschen, und in der Mitte über dem Tische hing der Kopf. An einer Wand sah er blanke Schwerter von verschiedener Größe. Hans nahm das längste und schärfste Schwert zur Hand und schlug damit ein Unterviertel des Menschen ab. Es fiel auf die Erde und lief sogleich in der Stube umher. Hans sah sich das ruhig an und schnitt darauf das andere Unterviertel ab. Auch dieses lief rasch umher. Als beide Unterviertel zusammenkamen, waren sie sogleich eins geworden. Hans kehrte sich nicht daran, sondern schnitt auch das dritte und vierte Viertel ab. Sie liefen wie die beiden ersten Viertel umher, kamen bald zusammen, vereinigten sich, und da stand ein großer Mensch ohne Kopf in der Stube. Hans kümmerte das wenig; er schnitt schließlich auch den Kopf los. Dieser fiel gerade auf den Körper, und wütend fuhr der unheimliche Mensch Hans an: „Wie kommst du hierher, und warum störst du mich in meiner Ruhe?“ Sodann riß der Mann ein Schwert von der Wand und focht auf Hans ein. Dieser wehrte sich so tapfer, daß beide sich gegenseitig nichts tun konnten. Nachdem sie drei Stunden lang vergeblich gekämpft hatten, wurde plötzlich Halt gemacht. Der Mann führte Hans in ein Gewölbe und zeigte ihm viel Geld und goldene Kleinodien. In der Mitte des Gewölbes aber lag ein Stein, der so groß wie die allergrößte Tischplatte war. Der Mann sprach: „Unter diesem Stein ist unser Grab. Wer im Ringen besiegt wird, muß hinein. Nun hebe du zunächst den Stein auf, damit das Grab offen sei.“ Hans sprach zu dem Manne: „Hebe du den Stein zuerst auf, damit ich sehe, daß du ihn zwingst. Du kannst ihn wieder hinlegen. Ich werde ihn schon heben.“ Der Mann war damit einverstanden und hob den Stein auf. Hans aber ergriff schnell seinen Gegner und stieß ihn in das Grab hinein. Der schwere Stein schlug auf ihn nieder und zerquetschte ihn. Nun war der böse Mann beseitigt. Hans kehrte zur Frau zurück, um zu essen, denn er war sehr hungrig geworden. Die Frau

hatte das Essen schon bereitet. Sie war von ihren Fesseln los, so weiß wie andere Menschen und von großer Schönheit und sprach zu ihm: „Du hast mich erlöst. Bleibe hier, und alles was im Schloß ist, soll dir gehören, gleichwie mir.“ Hans aß und trank und sprach: „Ich kann nicht hier bleiben. Ich muß gehen, den Graul zu suchen. Wenn ich den finde, werde ich wiederkommen.“ Er nahm Abschied und ging davon.



„Nun war der böse Mann beseitigt.“ (S. 2.)

Nach langer Wanderung kam Hans am Abend in einen Krug in Walde. Ermüdet setzte er sich nieder, um sich zu stärken. Ein altes Weib, das im Kruge war, fragte ihn, was sein Geschäft wäre. Er sagte, daß er den Graul suche. Das Weib sprach: „Was bekomme ich, wenn ich dich zum Grauln mache?“ Hans wollte ihr viel Geld geben, wenn er nur den Graul fände.

Das Weib hatte an demselben Tage ein Schwein geschlachtet, nahm die Därme, goß sie voll kaltes Wasser, band sie fest

zu und legte sie in ein Bett. Dann sprach sie zu Hans: „Zieh dich geschwind nackt aus und gehe schlafen, dann wird der Graul kommen!“ Hans tat dies auch. Als er das Hemd vom Leibe hatte und sich rasch ins Bett warf, umschlangen ihn die Därme. Ihm wurde sehr kalt. Er zitterte am ganzen Leibe, sprang rasch aus dem Bett und rief: „Ach, was ist das! So ist es mir in meinem Leben noch nicht gegangen! Wie grault mir!“ Nun wußte er, was der Graul war, als er so heftig erschraf. Hans gab dem Weib all sein Geld und suchte am anderen Morgen das schöne Schloß wieder auf. Die erlöste Frau wurde sein Weib, und er lebte mit ihr in Frieden. Und wenn sie noch nicht tot sind, dann leben sie wohl heute noch.

2. Die kluge Tochter.

Ein Edelmann hatte sich einmal von einem Bauersmann Geld geliehen. Als er das Geld wiedergeben sollte, wollte er nicht und sagte, er solle ihn verklagen. Das tat der Bauersmann auch, und so kam die Sache vor den König.

Beide mußten sich zum Verhöre vor den König stellen. Beim Betreten des Schlosses sagte der Edelmann stolz zum Bauern: „Ich bin doch ein Herr „von“ und gehe vor!“

Der König hörte die Klage ruhig an und gab ihnen dann ein Rätsel auf. Sie sollten ihm in drei Tagen drei Fragen beantworten: 1. Was am süßesten, 2. was am fettesten und 3. was am schnellsten ist. Wer die Lösung des Rätsels trafe, der hätte gewonnen.

Betrübt gingen beide fort und reisten zusammen nach Hause. Unterwegs fragte der Edelmann den Bauern, was er denn zu den drei Fragen meine. Der Bauer sprach zuversichtlich: „Ich habe zu Hause junge Hühner. Wenn diese mit Honig und Zucker gebacken werden, dann ist doch wohl nichts süßer. Ich habe auch ein Schwein, das ist so fett, daß es vor Fett nicht mehr aufstehen kann. Wenn ich es noch länger mäste und dann das Fleisch mit Butter brate, so gibt es gewiß nichts Fetteres. Mein Pferd kann sehr schnell laufen, dem ist noch niemals ein Pferd oder ein anderes Tier vorgelaufen. Es ist sicher am schnellsten.“

Der Bauer besaß aber daheim eine kluge Tochter. Als er ihr die Rätselsfragen erzählte, sprach sie: „Wenn du wieder vor den König kommst, so sage: Der Schlaf ist am süßesten, die Erde ist am fettesten, und die Sonne läuft am schnellsten.“ Nach drei Tagen standen Edelmann und Bauer wieder vor dem König. Der Edelmann, um die Lösung des Rätsels befragt, sagte, wie er vom Bauern gehört hatte. Der Bauer aber sagte die Worte, die ihm seine kluge Tochter eingepägt hatte, und er bekam Recht.

Nun fragte der König den Bauern, ob er selbst Bescheid gewußt habe. Der Bauer bekannte: „Nein, meine kluge Tochter sagte mir die richtigen Worte!“ Da ließ der König eine Mandel Hühnercier herbeibringen, gab sie dem Bauern und sprach: „Wenn du solch eine kluge Tochter zu Hause hast, so soll sie diese Eier in drei Tagen ausbrüten und mir die jungen Küchlein bringen!“ Der Bauer wurde sehr verlegen, mußte aber die Eier mitnehmen und heimgehen.

Als die Tochter des Königs Worte vernahm, war sie ganz vergnügt, nahm gleich alle Eier, schlug sie klein, buk einen Eierkuchen daraus und setzte ihn zum Essen vor. Der Bauer dagegen war recht betrübt, ihm wollte das Essen durchaus nicht schmecken. Die Tochter tröstete ihn und sprach: „Nimm so viele Gerstenkörner, als du Eier gebracht hast, und trage sie zum König. Er soll sie säen und in drei Tagen ernten. Die frisch geernteten Körner möchte er mir schicken, damit ich die jungen Hühnchen füttern kann, denn die alten Körner sind für sie zu hart.“

Der Bauer tat schließlich, wie ihm die kluge Tochter geraten hatte, nahm die Gerstenkörner und ging schweren Herzens zum König. Der König sagte ergrimmt: „Wenn deine Tochter so klug ist, so soll sie noch denselben Tag zu mir kommen, aber halb zu reiten und halb zu Fuß, halb nackt und halb bekleidet, und mir ein halbes Geschenk bringen und wiederum auch nicht ein halbes Geschenk.“

Traurig mußte der Bauer nach Hause gehen und seiner Tochter des Königs Befehl bestellen. Die kluge Tochter antwortete: „Das soll wohl geschehen!“ Sie machte sich sogleich bereit, noch an demselben Tage hinzukommen. Um des Königs Wort genau zu befolgen, zog sie sich ganz nackt aus und wickelte ein Fischnetz um ihren Leib, denn der Vater war zugleich ein

Fischer. Dann holte sie einen Hasen aus dem Stalle, den sie schon lange gefüttert hatte, nahm den Hasen und einen Stock zwischen die Beine und ritt zum Könige hin. Der König hatte schon alle Kettenhunde losgelassen, damit sie die kluge Tochter zerreißen sollten. Er war sehr böse darüber, daß sie klüger als er selbst sein wollte. An einem offenen Fenster seines Schlosses wartete er auf ihre Ankunft.

Als die kluge Tochter auf den Hof kam, stürzten die Hunde wütend auf sie zu. Sie aber ließ schnell den Hasen laufen. Die bösen Hunde jagten nun hinter dem Hasen her, ohne ihr den geringsten Schaden zuzufügen. Die kluge Tochter ritt unterdessen auf dem Stocke geschwind zum König und sagte, daß sie diejenige wäre, die er zu sehen verlangt hätte.

Der König sah jetzt ein, daß die Tochter wirklich klug war. Sie mußte im Schlosse bleiben und schöne Kleider anziehen, und bald wurde die Hochzeit in großer Pracht gefeiert.

Wenn fortan Klagen vor den König kamen, so fragte der König stets die Königin um Rat. Sie gab allemal solche kluge Antworten, daß der König immer gerechte Urtheile sprach.

Einst kam ein Reiter auf einer tragenden Stute nach einer Herberge und blieb, nachdem er sein Pferd im Stall untergebracht hatte, über Nacht. In denselben Stall war von einem anderen Manne bereits ein Fuder Heu gefahren worden. In der Nacht johlte die Stute, und das Johlen lief unter das Fuder Heu. Als die Männer des Morgens in den Stall kamen, sagte der Mann, dem das Fuder Heu gehörte: „Mein Fuder Heu hat ein Fohlen bekommen!“ Der Reiter rief: „Nein, mein Freund, das Fohlen ist von meiner Stute!“ So stritten sich die Männer lange Zeit hin und her, und doch blieb jeder bei seiner Meinung: Der eine behauptete, das Pferd hätte über Nacht ein Fohlen geworfen, der andere meinte ernstlich, das Fuder Heu hätte ein Fohlen bekommen. Da sie sich durchaus nicht einigen konnten, gingen sie mit ihrer Klage vor den König.

Der König war gerade sehr übler Laune und sprach dem Manne das Fohlen zu, der das Fuder Heu besaß. Darüber war der andere Mann, dem die Stute gehörte, sehr ärgerlich. Er ging heimlich zur Königin und fragte sie um Rat. Die Königin sagte zu dem Manne, der König würde am folgenden Tage nach der nächsten Stadt reisen. Der Weg führe an einem hohen Berge

vorbei. Der Mann sollte auf dem Berg ein kleines Loch graben, etwas Wasser hineingießen und dann dort Fische angeln. Wenn der König fragen würde, was er da mache, so sollte er sagen, er wolle Fische fangen. Sobald der König darüber lachen und sagen würde, daß er auf dem hohen Berg unmöglich Fische kriegen könne, so sollte er antworten: wenn es möglich sei, daß ein Fuder Heu ein Fohlen bekäme, so müßte er doch auch auf dem Berge Fische angeln können.

Der Mann befolgte den Rat der Königin, ging auf den Berg und angelte, als der König vorbeifuhr. Der König sah es, schickte einen Diener hin und ließ fragen, was er da mache. Als er hörte, der Mann angele dort oben Fische, mußte er herzlich lachen und ließ dem Manne sagen, er sei närrisch, auf einem Berg angele man nicht. Da ließ der Mann dem König antworten: „Wenn ein Fuder Heu ein Fohlen bekommen kann, so muß es auch möglich sein, auf dem Berge Fische zu fangen“. Jetzt wurde der König sehr zornig. Er erriet sofort, daß die Königin den Rat gegeben habe, ließ umwenden und fuhr zum Schlosse zurück. Hier sagte er der Königin, sie sollte sich sogleich aus seinem Schlosse packen und wieder zu ihrem Vater zurückkehren. Für ihre bisherige Mühe könne sie sich als Lohn dreierlei von dem mitnehmen, was ihr gefiele. Aber sie sollte bald machen, daß sie fortkäme.

Die Königin ließ von den Dienern ein Fuhrwerk bereit halten, nahm ihre schönen Kleider und auch viel Geld zu sich und verließ das Schloß. Dann ließ sie dem Könige sagen, er möchte doch kommen, Abschied zu nehmen. Der König kam, bestieg den Wagen und reichte der Königin die Hand zum Abschiede. Sogleich fuhr der Wagen in aller Eile davon, ohne daß dem Könige Zeit geblieben wäre, wieder auszustiegen. Verwundert fragte der König, was dies bedeuten sollte. Die Königin sagte, es wäre ihr gestattet worden, dreierlei von dem mitzunehmen, was ihr gefiele. Sie hätte schon ihre schönen Kleider und viel Geld zu sich genommen, als drittes gefiele ihr aber doch am besten der König, weshalb sie ihn auch mitnehmen wolle. Der König mußte lachen, vertrug sich wieder mit der Königin, und beide kehrten vergnügt zum Schlosse zurück. Der König und die Königin lebten fortan in Frieden bis auf den heutigen Tag, wenn sie nicht inzwischen gestorben sind.

3. Der allergrößte Lügner.

Ein reicher Edelmann hatte eine einzige Tochter. Dieselbe sollte einen Mann auf seinen Gütern heiraten, damit nicht ein Freier aus fernem Lande käme und all sein Hab und Gut fremden Händen zufalle. Weil auf seinen Gütern kein Ebenbürtiger war, sollte derjenige die Hand seiner Tochter bekommen, der die allergrößten und auffälligsten Lügen erdenken und erzählen könnte, aber auch solche, daß ihn der Edelmann Lügen strafen müsse. Der Edelmann glaubte dabei alles, was ihm erzählt wurde.



„Gnädiger Herr, aber mein Vater besitzt eine Kuh, die hat solche große und breite Hörner, daß ein stattliches Schloß darauf stehen könnte.“

Die beiden älteren Brüder hielten ihren jüngeren Bruder für ganz dumm. Der Edelmann redete mit allen Leuten freundliche Worte. Wenn er gehört hatte, wieder eine gestimmt war, so ging er zum anderen. Schließlich kam er auch zum dummen Hans.

Der Edelmann sagte zu ihm: „Ich habe eine Kuh im Stalle, die hat solch große und breite Hörner, daß darauf ein Hans stehen kann.“ Hans log und sprach: „Gnädiger Herr, aber mein Vater besitzt eine Kuh, die hat solche große und breite Hörner, daß ein stattliches Schloß darauf stehen könnte.“ Der Edelmann sagte: „Das glaube ich.“

Weiter sprach der Edelmann zu Hans: „In meinem Garten wächst ein Kürbis, der hat solch große Blätter, daß im

Zunächst ließ der Edelmann alle Vornehmen von seinen Gütern einladen und hatte allerlei Gespräche mit ihnen. Aber die Vornehmen führten gar ehrbare Reden und konnten keine derartigen Lügen erzählen, daß der Edelmann sie Lügen strafen mußte.

Darauf lud er die Geringeren von seinen Gütern zum Festmahl auf das Schloß. Darunter waren drei Söhne von armen Eltern. Die beiden älteren

Schatten eines einzigen Blattes eine ganze Abteilung Soldaten stehen könnte.“ Sogleich gebrauchte Hans die dreiste Lüge: „Mein lieber Herr, in meines Vaters Garten rankt ein Kürbis mit solch ungeheuer großen Blättern, daß im Schatten eines einzigen Blattes die ganze Armee des Königs lagern könnte.“ Der Edelmann meinte hierzu: „Auch das glaube ich dir gern.“

Hans, der ein wohlgestalteter und hübscher Jüngling war, gefiel dem Edelmann, weshalb er sich weiter mit ihm unterhielt: „Mein Sohn, wohlan, sage mir etwas, daß ich dich Lügen strafen muß, so sollst du meine Tochter zur Frau haben und alle meine Güter bekommen.“ Hans sprach: „In meines Vaters Garten war einmal eine sehr hohe Erbsenranke gewachsen. An dieser stieg ich in die Höhe, bis ich in den Himmel kam. Als ich wieder zur Erde wollte, war die Ranke schon weg.“ „Wie kamst du denn herunter?“ fragte der Edelmann. „Ich fand im Himmel“, entgegnete Hans, „einen Korb voll Gerstenspreu. Denselben nahm ich und drehte mir aus der Spreu einen Strang. Den Strang band ich oben fest und ließ mich an ihm herunter. Dabei drehte ich den Strang weiter, bis die Spreu alle war. Nun ließ ich den Korb fallen, schnitt den Strang oben ab und band ihn unten wieder an. Dies tat ich so lange, bis ich recht gut die Erde sehen konnte. Dann ließ ich mich kurz entschlossen los und sprang auf einen großen Stein, daß die Beine bis an das Knie einsanken. Weil ich nicht herauskommen konnte, ließ ich die Füße im Steine stecken, lief eiligst nach Hause, holte mir eine Axt und hieb die Füße wieder heraus, so daß ich doch ordentlich gehen konnte.“ Der Edelmann, der aufmerksam zugehört hatte, sagte: „Das mag alles möglich sein.“

Hans dachte bei sich: Warte nur, ich werde dich nun besser fassen und schon kriegen. Mit lächelnder Miene wandte er sich wieder zum Edelmann und sprach: „Mein gnädiger Herr, wissen Sie auch, daß Ihr Großvater und mein Großvater zusammen Schweine gehütet haben? Ihr Großvater hat meinem Großvater damals ein Stück Speck gegeben, aber mein Großvater hat Ihrem Großvater dafür Blut gegeben. Wissen Sie das wohl auch?“ Während fuhr ihn der Edelmann an: „Pfui, du unverschämter Lügner, das ist nicht wahr!“ Bergnügt entgegnete Hans: „Mein lieber Herr, das wollte ich ja nur haben. Nun ist Ihre Tochter mein!“

Der Edelmann mußte sein Wort halten. Der dumme Hans bekam seine einzige Tochter, und bald wurde die Hochzeit in großer Pracht gefeiert. Nach dem Tode des Edelmannes bekam Hans alle seine Güter und lebte glücklich bis an sein Ende.

4. Der Wachbursche und seine glückliche Heirat.

Es war einmal ein mächtiger König, der erkundigte sich, ob alle Fürstentümer, Grafschaften und Güter seines Landes auch ihre Herren hätten. Dabei erfuhr er, daß in einer Grafschaft die eingeseffene Familie in kurzer Zeit weggestorben war. Es war kein Erbe mehr zu finden als eine ganz weitläufige Verwandte, die als elternloses, armes Mädchen in die weite Welt gezogen war. Dabei wußte niemand, wo sie sich gegenwärtig aufhielt.

Der König befahl, sofort Nachforschungen nach dem Verbleib des Mädchens anzustellen. Nach Verlauf von einigen Wochen wurde ausgekundschaftet, daß das Mädchen bei einem Bauern in Diensten stand. Der König ließ es sogleich von seinen Dienern abholen. Als die Diener zu dem Bauern kamen, bei dem sich das Mädchen aufhielt, fragten sie den Bauern nach ihm. Er sagte, es sei bei den Kühen im Stalle, um den Dung hinauszwerfen. Die Diener gingen hin, nahmen das Mädchen, wie es da war, setzten es in die Kutsche und fuhren mit ihm zum Könige.

Der König fand Gefallen an dem bescheidenen Mädchen und ließ ihm prächtige Kleider machen. Zunächst mußte es aber noch so bleiben, wie es gebracht worden war: in schmutziger Stallkleidung, mit Holzpantoffeln an den Füßen. Nun veranstaltete der König auf seinem Schloß einen großen Ball. Als die Gäste, unter denen sich viele unverheiratete Edelleute befanden, versammelt waren, nahm der König das Mädchen an der Hand, führte es in den herrlichen Saal und sprach zu den Edelleuten: „Wem dies Mädchen gefällt, der kann es heiraten!“ Aber da war keiner, dem das arme Mädchen gefiel, obwohl es ganz schön war. Ja, sie verlachten den König und verspotteten das schüchterne Mädchen. Die Edelleute meinten, sie wollten ein solch armes, schmutziges Mädchen nicht zur Frau haben. Der König sah ein, daß sie ihn nur zum besten hatten, rief

den Wachburschen herbei, der im Schlosse Posten stand, und fragte ihn, ob er das Mädchen heiraten wolle. Dieser schwieg wohl anfangs, aber da er glaubte, daß da etwas dahinter stecken müsse, weil der König sie ihm selbst antrüge, sprach er zum Könige: „Ja, recht geru!“ Nun mußte der Wachbursche wieder auf die Wache gehen; das Mädchen aber wurde in eine Kammer geführt, wo es sich reinigte und sich die schönen Kleider anzog. Darauf brachte man es in den Saal zurück und setzte es unter die Gäste, die es nicht wiedererkannten. Sie meinten, eine fremde Gräfin sei vom Könige geladen und etwas verspätet eingetroffen. Nun rief der König wieder den Wachburschen herbei und befahl ihm, er solle sich zu seiner Braut setzen. Der Wachbursche sah sich im Saal nach allen Seiten vergeblich um und konnte die frühere Magd nicht finden. Er fragte daher den König, wo sie wäre. Dieser wies auf die fremde, schön gekleidete Dame und sagte: „Diese ist es, nun setze dich zu ihr und unterhalte dich mit ihr!“ Der Wachbursche tat es, und da war mancher Edelmann schon recht ärgerlich. Der König aber wünschte dem verlobten Paare viel Glück und trank dem Wachburschen als Junker zu. Die Gäste mußten ein Gleiches tun, und schließlich ernannte der König den Wachburschen zum Kapitän.

Den auß höchste verwunderten Gästen sagte der König aber, daß das verachtete Mädchen eine gräßliche Erbin sei, der außer 200 000 Talern noch eine große Grafschaft zufalle. Da hat sich mancher Edelmann bald krank geärgert. Einige wollten sich das Leben nehmen, weil ihnen diese glänzende Heirat entgangen war. Der Wachbursche mußte jedoch als Kapitän Dienste tun, heiratete bald die reiche Erbin und nahm die erledigte Grafschaft in Besitz. Und das glückliche Paar lebt bis auf den heutigen Tag, wenn es noch nicht gestorben ist.

5. Die drei Wanderburschen.

Es waren einmal drei Wanderburschen, die kamen auf ihrer Reise nach der großen, großen Tuheler Heide und verirrtten sich. Nachdem sie zweimal vierundzwanzig Stunden umhergewandert waren, konnten sie weder eine menschliche Wohnung antreffen, noch überhaupt aus dem endlosen Walde herausfinden. Auf's höchste ermüdet und vom größten Hunger gepeinigt, legten sie

sich schließlich auf dem Waldboden nieder und ergaben sich in ihr Schicksal. In ihrer Verzweiflung sagte der eine Wanderbursche zu den anderen: „Wir wollten wohl alle gern dem Teufel dienen, wenn wir nur herauskommen könnten!“

Bald darauf kam ein schmucker Jäger den einsamen Waldweg daher. Erfreut richteten sich die verzagten Wanderburschen auf und sprachen untereinander: „Der wird uns gewiß den rechten Weg zeigen können!“ Darauf liefen sie dem fremden Jägermann entgegen und baten höflich um Bescheid. Der Jäger sprach ernsthaft zu ihnen: „Wißt ihr auch, was der eine von euch vor kurzem gesagt hat? Ich bin derjenige, dem ihr trenlich dienen wollt. Ich will euch gern aus dem Walde führen und euch auch noch Geld genug geben, wenn ich dereinst an euren Seelen Anteil haben kann.“ Die Wanderburschen versprachen in ihrer Not alles, was von ihnen verlangt wurde. Der Jäger führte sie sogleich aus dem Walde, gab ihnen sehr viele Dukaten und sagte: „Nun gehet nach der nächsten Stadt und setzt euch im ersten besten Wirtshause hinter den Tisch. Der eine soll nur sprechen: „Wir sind unserer drei!“ Der andere darf nur sagen: „Für's Geld!“ Der dritte bleibe bei den Worten: „Uns geschieht recht!“ Ihr sollt auch nicht alle drei zugleich hinausgehen, euch auch nicht schlafen legen, sondern abwechselnd im Sitzen schlafen, bis die ganze Sache zu Ende sein wird. Fordern und bezahlen braucht ihr nicht. Legt nur genug Dukaten auf den Tisch, so wird der Wirt schon auftragen.“

Die Wanderburschen taten, was ihnen befohlen war. Sie gingen in das nächste Wirtshaus, setzten sich hinter den Tisch, legten eine Handvoll Dukaten vor sich hin und warteten, bis der Wirt hinzukam. Bald darauf erschien dieser auch, hieß sie herzlich willkommen und fragte nach ihrem Begehr. Der erste sprach: „Wir sind unserer drei!“ Der andere rief: „Für's Geld!“ Der dritte sagte: „Uns geschieht recht!“ Bei dieser Rede blieben sie, obwohl der Wirt wiederholt Fragen an sie richtete. Als er aber die vielen Dukaten sah, kehrte er sich nicht mehr daran, sondern ging hin, holte Bier, Wein und Branntwein herbei, setzte alles seinen sonderbaren Gästen vor und strich vergnügt eine Anzahl Dukaten ein. Am Mittage brachte er reichlich Essen auf den Tisch und nahm wieder viele Dukaten an sich. Am Abende stellte der Wirt nochmals die besten Speisen hin, dazu Licht und neue



„Am Abende stellte der Wirt nochmals die besten Speisen hin, dazu Licht und neue Getränke“ (S. 12).

Getränke. Nachdem er sich in der früheren Weise bezahlt gemacht hatte, begab er sich zur Ruhe. Die Gäste blieben die ganze Nacht hindurch am Tische sitzen, wachten abwechselnd und ließen von Zeit zu Zeit ihr eintöniges Gespräch vernehmen.

Am Abende des anderen Tages kam ein reicher Graf vor das Wirtshaus gefahren, kehrte ein und fragte den Wirt, ob er für seine Pferde Futter und Stallung und für sich und seine Diener Herberge bekommen könne. Der Wirt versprach zu tun, was der Graf verlangte. Als der Graf in die Wirtsstube trat und die drei Wanderburschen sah, fragte er sie, von welcher Profession und was für Landsleute sie seien. Der erste gab zur Antwort: „Wir sind unserer drei!“ Der zweite sprach: „Für's Geld!“ Der dritte meinte: „Uns geschieht recht!“ Der Wirt aber sagte zu dem verwunderten Grafen: „So sprechen diese drei beständig. Ich habe in 36 Stunden von ihnen noch kein anderes Wort gehört. Sie müssen doch vermutlich nicht mehr reden können.“ Der Graf, der sehr ermüdet war, sagte nichts dazu, sondern beehrte

sich, daß er zur Ruhe kam. Die Diener mußten auf dem Fußboden ein Lager zurechtmachen, zwei Koffer mit Geld hereinholen und zu beiden Enden des Lagers aufstellen. Während der Graf sich auf dem Lager niederstreckte, durften die beiden Diener nur auf den Koffern ausruhen. Nach kurzer Zeit waren die drei Fremden eingeschlafen. Die drei Wanderburschen blieben auch die zweite Nacht bei Licht am Tische sitzen. Einer hielt abwechselnd Wache, während die anderen beiden schliefen.

Um Mitternacht kam die Frau des Wirts mit einem Lichte herein und sah nach, ob der Graf und seine Diener fest schliefen. Dann ging sie zur Tür hinaus und kehrte bald darauf mit dem Wirt und dem Knechte zurück. Jede Person hatte eine Art in der Hand. Der Wanderbursche, der gerade wachte, stieß erschreckt die anderen an und weckte sie auf. Als sie sich aufrichteten, wollten sie um Hilfe schreien. Aber sie dachten noch rechtzeitig an das gegebene Versprechen und riefen wirr durcheinander: „Wir sind unserer drei!“ „Für's Geld!“ „Uns geschieht recht!“ Die Wirtsleute mit dem Knechte kehrten sich aber gar nicht daran, sondern schlugen Graf und Diener zugleich tot, nahmen die Koffer mit dem Geld in die Kammer und gingen wieder zur Ruhe.

Am anderen Morgen kam die Frau in die Wirtsstube, besah den Grafen und seine Diener und schrie gewaltig los: „Lieber Mann, der Graf ist mit seinen Dienern totgeschlagen. Das haben diese drei Wanderburschen getan. Nun ist es zu sehen, was das für Leute sind. Es sind Räuber, darum haben sie auch so viel Geld. Es kann nicht anders werden, du mußt auf das Blutgericht gehen und es anmelden!“ Der Wirt ging sogleich hin. Das Blutgericht kam unverzüglich nach dem Wirtshause, die drei Wanderburschen zu verhören. Diese aber blieben bei ihrer alten Rede. Der erste sagte zum Richter: „Wir sind unserer drei!“ „Ja“, entgegnete der Richter, „das sehe ich, darum habt ihr auch gleich drei totgeschlagen.“ Der zweite sprach: „Für's Geld!“ „Das glaube ich gern“, sprach der Richter, „für's Geld tut ihr alles.“ Der dritte rief: „Uns geschieht recht!“ „Ja, ja“, meinte der Richter ernsthaft, „es wird euch recht geschehen, wenn ihr an den Galgen kommen werdet.“ Darauf wurden die drei Wanderburschen festgenommen und in das Gefängnis gesetzt. Da sie bei einem nochmaligen Verhör auch keine anderen Worte äußerten,

als die früheren, befahl der Richter, sie am nächsten Tage aufzuhnüpfen.

Wie nun alles Volk, darunter auch die Wirtzleute und der Knecht, auf dem Richtplatze versammelt war, wurden die drei Wanderburschen herbeigeschleppt, um gehängt zu werden. Schon wollte der Schinderknecht den Strick nehmen und die Schlinge einem der Wanderburschen um den Hals legen, als unerwartet der Jäger auf einem Klappen angesprengt kam, mit seinem Taschentuch in der Hand schwenkte und gewaltig schrie: „Halt!“ Erstaunt hielt der Schinderknecht inne und wartete auf den Jäger. Als er näher kam, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, der den Schinderknecht vom Galgen warf und alle Leute zurücktrieb. Der Jäger aber sprach zu den Wanderburschen: „Nun, meine treuen Knechte, dürft ihr reden. Wer hat die drei Männer todtgeschlagen, ihr oder die Wirtzleute mit dem Knechte?“ Da erzählten sie laut alles, wie es geschehen war. Die Wirtzleute und der Knecht liefen, als sie sich verraten sahen, im größten Schreck davon. Die Frau sprang in den Brunnen, der Wirt erstach sich, und der Knecht hing sich auf. Ehe das Blutgericht hinzukam, waren die drei tot. Der Jäger aber gab den Wanderburschen noch viel mehr Geld und sprach zu ihnen: „Meine treuen Knechte, jetzt gehet in Frieden mit dem Gelde heim, ich will keinen Anteil an euch haben! Ich habe schon jene drei Seelen und weiter verlange ich nichts. Ihr habt mir treulich gedienet und sollt von eurem Versprechen entbunden sein.“ Vergnügt reisten die Wanderburschen nach Hause und lebten glücklich bis an ihr Ende.

6. Der dumme Student.

Auf einem westpreussischen Gute lebte einmal ein Edelmann, der hatte einen einzigen Sohn. Weil er sehr reich war, ließ er ihn drei Jahre lang studieren. Der Sohn aber, der immer viel Geld von Hause zugesandt bekam, dachte gar nicht an das Studieren, sondern bewirtete die anderen Studenten, spielte, tanzte und lebte alle Tage in Saus und Braus. Als die drei Jahre um waren, hatte er nichts gelernt und wußte von nichts. Nun bat er die anderen Studenten, daß sie ihn doch etwas lehren sollten. Sie sagten zu ihm, er solle, wenn er gefragt werde, nur sprechen:

„Krause Koluttrus Hohe Bomus Eutevinus“ usw. Dann würden die Leute ihn nicht verstehen und meinen, daß er hochgelehrt sei.

Bald darauf reiste der Student nach Hause und begrüßte seinen Vater mit den Worten, die er von den anderen Studenten gelernt hatte. Der Vater aber sprach zu ihm: „Kannst du denn nicht mehr so reden, daß ich es verstehen kann?“ Der Sohn jedoch tat es nicht, sondern redete immer das nämliche dumme Zeug fort. Da ließ der Vater den Priester kommen, damit dieser mit ihm reden sollte. Der Priester verstand den Sohn auch nicht und mußte wieder unverrichteter Sache nach Hause gehen. Er lud aber den Sohn bei sich zu Gaste, und der Vater redete dem Sohne zu, hinzugehen. Als er zum Priester kam, sprach er wieder die unverständlichen Worte wie vorher. Der Priester fragte sogleich, ob er nicht anders reden könne, und ob er nicht solche Sprachen gelernt habe, die er auch verstehe. Der Sohn aber blieb bei seiner bisherigen Rede. Da der Priester ihn bald durchschaut hatte, nahm er ihn in seine Stube allein und schlug ihn so lange, bis er flehentlich fragte, wie er denn fortan sagen solle. Der Priester antwortete ihm, er solle lieber nichts sagen.

Run lief der Student fort und sagte immer vor sich her: „Nichts, nichts!“ Nach einiger Zeit kam er an einen großen See bei der nächsten Stadt. Hier hatten die Leute Neze ausgeworfen und fischten. Der Student rief laut: „Nichts, nichts!“ Die Leute kümmerten sich anfangs nicht um ihn, sondern fischten ruhig fort, fingen aber nichts. Da der Student seinen Ruf fortwährend wiederholte, meinten sie schließlich, er hätte schuld daran. Sie hörten daher mit dem Fischen auf, nahmen den Studenten vor und schlugen unbarmherzig auf ihn ein. Er bat in seiner Not: „Lieben Leute, wie soll ich denn sagen?“ Sie sprachen: „Fang' morgen mehr!“

Damit ging der Student fort und kam in die Stadt. Am Stadttore begegnete er einem armen Sünder, den man zum Richtplatz hinausführte. Viele Leute folgten nach, um der Hinrichtung beizuwohnen. Der Student sprach so laut, daß es alle Leute hörten: „Fang' morgen mehr!“ Da ergriffen ihn die Leute und prügelten ihn tüchtig durch. Der Student aber jammerte: „Lieben Leute, wie soll ich denn sagen?“ Sie antworteten ihm: „Daß sich der Herr erbarm!“

Gilgigt lief der dumme Student zum anderen Stadttore wieder hinaus und rief: „Daß sich der Herr erbarm!“ Das hörte ein Schinderknecht, der eben vor dem Thor einem toten Pferde das Fell abzog. In der Meinung, daß der Ruf ihm gelte, wurde er zornig, hielt den Studenten fest und gab ihm eine gehörige Anzahl Schläge. Auf seine Frage: „Wie soll ich denn sagen?“ sprach der Schinderknecht ergrimmt: „Pfui, du Nas!“

Nicht lange darauf kam der Student in einen schönen Lustgarten. Dort saßen zwei Brautleute und küßten sich. Im Vorbeigehen rief der Student den Liebenden zu: „Pfui, du Nas!“ Kaum waren die Worte über seine Lippen, als auch schon die Brautleute sich über ihn her machten und ihn prügelten. Da sagte er von neuem: „Wie soll ich denn sagen?“ „Das ist meines Herzens Freude!“ lautete die Antwort.

Schließlich kam der Student auf seiner Wanderung in einen Krug am Wege. Mit den Worten: „Das ist meines Herzens Freude!“ betrat er die Wirtsstube. Aber die vielen Leute, die sich dort aufhielten, waren gerade in eine so heftige Schlägerei verwickelt, daß das Blut in Strömen floß. „Wenn das deines Herzens Freude ist“, sprachen die Leute, die seine Worten vernommen hatten, „so kannst du hier zur Genüge bekommen.“ Der Student dachte nun nicht mehr an das Fragen, sondern kehrte um und lief schnurstracks nach Hause. Hier wurde er wieder ein ordentlicher Mensch und mag noch heute leben, wenn er nicht unterdessen gestorben ist.

7. Der glückliche Jäger.

Es war einmal ein junger Jäger, der kam auf seiner Wanderung in einen Krug der einsamen Tucheler Heide und ließ sich zu trinken geben. Der Wirt hatte eine einzige Tochter. Diese verliebte sich in den fremden Jäger, weil er sehr schön war. Die Mutter wußte von der Zuneigung ihrer Tochter und überredete den Jäger, im Kruge zu bleiben.

Bald darauf reiste eine königliche Prinzessin dieselbe Straße entlang und kehrte im Krug ein. Wie sie den Jäger erblickte, gefiel er ihr auch sehr. Sie forderte ihn daher mit freundlichen Worten auf, mit ihr zu reisen. Der Jäger war sogleich damit

einverstanden. Als Tochter und Mutter davon erfuhren, gaben sie dem Jäger schnell einen Schlaftrunk ein, damit er einschlief und nicht mitreisen konnte.

Am anderen Morgen weckte die Prinzessin den Jäger, aber er wachte nicht auf. Da sie ihre Reise fortsetzen mußte, nahm sie einen Ring und ein Tuch, steckte beides dem Jäger heimlich in die Tasche und reiste ab. Nach langem Schlaf erwachte endlich der Jäger. Er merkte bald, daß er etwas Fremdes in der Tasche hatte, zog es rasch heraus und betrachtete es. Am Namenszug erkannte er sofort, daß das Geschenk von der Prinzessin herrühre. Nun wollte er ihr schnell folgen. Der Wirt suchte seine Abreise zu verhindern, die Mutter erzählte ihm von der Liebe der Tochter zu ihm, aber alles war vergeblich. Der Jäger ließ sich nicht halten, sondern reiste fort.

Auf seiner Wanderung bemerkte er auf einem Berge drei Teufel, die sich heftig miteinander schlugen. Der Jäger ging hin und fragte sie, weshalb sie sich stritten. Sie sprachen: „Wir haben ein Paar Schuhe. Wer die an hat, der kann mit jedem Schritte 10 Meilen und mit jedem Sprunge 20 oder auch 30 Meilen zurücklegen. Wir besitzen ferner einen Hut. Wer den auf hat, der ist unsichtbar. Uns gehört auch eine Peitsche. Wenn man einen Toten damit anschlägt, so wird er wieder lebendig. Nun sind wir über den Besitz dieser Sachen in Streit geraten. Der eine will dieses, der andere jenes haben. Weil nun der dritte nicht das bekommt, was er am liebsten haben möchte, so sind wir uneins geworden.“ Der Jäger entgegnete: „Dann verkauft mir die Sachen, und ihr werdet hinfort keinen Streit mehr haben.“ Die dummen Teufel willigten ein. Der Jäger sagte darauf: „Laßt mich aber auch erst die Sachen probieren, damit ich sehe, ob es so ist, wie ihr sagt.“ Auch damit waren die Teufel einverstanden. Sogleich nahm der Jäger die Schuhe und zog sie sich an. Er ergriff auch die Peitsche und setzte sich schließlich den Hut auf. Jetzt war er unsichtbar, und die betrogenen Teufel sahen ihn nicht mehr.

Bergnügt reiste der Jäger weiter. Mit den wunderbaren Schuhen kam er schnell vorwärts. Nach einiger Zeit gelangte er an ein großes Wasser. Dort waren Fährleute, die Fremde hinüberfahren. Jeder, der übergesetzt sein wollte, mußte dafür einen Arm hingeben. Als dies der Jäger hörte, sprang er rasch

hinüber. Darnach kam er an ein anderes Wasser. Hier mußten die Leute sich für das Übersetzen einen Fuß abhauen lassen. Eilend schritt der Jäger auch über dieses Gewässer. Schließlich erreichte der Jäger ein sehr breites Meer, wo die Fischer für das Übersetzen den Leuten den Kopf abschlugen. Mit einem weiten Sprunge faßte der Jäger auf einer Insel festen Fuß und ging in die nächste große Stadt. In dieser hatte die königliche Prinzessin ihre Residenz.

Der Jäger wollte die Prinzessin in ihrem schönen Schloß auffuchen. Als er an die Wache kam, ging er unbehindert hindurch, weil er unsichtbar war. So gelangte er durch sechs scharfe Wachen und kam in einen prächtigen Saal. Hier saß die Prinzessin bei Tisch, und es wurde für sie und ihren Hofstaat gerade das Mittagessen aufgetragen. Der Jäger setzte sich neben die Prinzessin und aß mit ihr. Sie merkte sofort, daß das Essen vor ihr verschwand, aber sie wußte nicht, wo es blieb. Wenn sie etwas von dem Weine getrunken hatte, war das Glas bald vollends leer. Die Prinzessin erzählte das den Tischgästen, aber sie konnten alle nicht wissen, wie es zuging. Nach dem Mahle ging die Prinzessin, in Gedanken versunken, hinaus. Der Jäger folgte ihr auf dem Fuß. In einer Ecke des Saales nahm er rasch den Hut ab. Sogleich sah ihn die Prinzessin und eilte auf ihn zu. Der Jäger aber setzte den Hut wieder auf und ging zur Seite. Die Prinzessin griff an die leere Mauer und sah nichts. Höchst verlegen kehrte sie auf ihren Platz zurück und erzählte dem Hofstaate, daß sie ihren lieben Jäger gesehen habe, und daß er auch im Saale sein müsse. Man erwiderte ihr, daß er es dann wohl gewesen sei, der mit ihr gegessen und getrunken habe. Nun war sie auch derselben Meinung.

Nach einiger Zeit ging die Prinzessin zum Konzert. Der unsichtbare Jäger blieb an ihrer Seite. Während des Konzerts legte er ihr unbemerkt Tuch und Ring in den Schoß. Die Prinzessin rief erstreut: „Mein Jäger muß ganz gewiß hier sein!“ Der Jäger aber entwich in eine Ecke des Konzertsaales und nahm seinen Hut ab. Jetzt konnten ihn alle Leute sehen. Ehe jedoch die Prinzessin hinzukam, hatte er schon wieder seinen Hut auf dem Kopf und verschwand. So konnte sie ihn nicht finden.

Bei der Abendtafel nahm der Jäger wieder neben der Prinzessin Platz. Als das Essen begann, nahm er seinen Hut ab und wünschte der Prinzessin und allen Gästen viel Glück. Darauf begrüßten sie sich herzlich untereinander. Die hocherfreute Prinzessin sagte zu ihren Räten, daß der Jäger ihr Liebster wäre. Zugleich fragte sie, ob sie ihn zum König annehmen und krönen wollten. Die Räte gaben gern ihre Einwilligung. Nach kurzer Zeit wurde die Krönung und auch die Hochzeit in aller Pracht gefeiert.

Nach der Vermählung erzählte die junge Königin ihrem Gemahle, daß ihr in einem Kriege, den sie bald nach ihrem Aufenthalt im Waldkrug unternehmen mußte, viele Soldaten erschlagen worden wären. Sie lägen noch jetzt unbeerdigt auf dem fernen Schlachtfelde. Der König entgegnete ihr, sie solle sich nicht darüber grämen, denn die gefallenen Soldaten würden wohl wieder lebendig werden und Dienste tun können. Am anderen Tage reisten der König und die Königin nach dem Kampfplatze. Der König schlug mit seiner Peitsche die toten Soldaten an. Jeder, der einen Schlag bekommen hatte, stand sofort auf und war frisch und gesund. An der Spitze einer großen Armee kehrte das Königspaar nach der Residenzstadt zurück. Die Räte waren darüber höchst erfreut, und die ganze Stadt jubelte dem neuen König entgegen. Nun brauchte man sich vor keinem Kriege mehr zu fürchten. Das Königspaar aber regierte das Land mit großer Macht bis an sein Ende.

8. Der Köhlerjohn.

Es war einmal ein Köhler, der ging weit in die Tucherer Heide, um Kohlen zu brennen. Sein einziger Sohn mußte ihm das Mittagessen nachtragen. Im Walde verirrte er sich. Da begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn, wo er hingehe, und ob er nicht wisse, was der Welt Mode sei. Der Junge antwortete: „Nein“. Der Mann sprach zu ihm: „Wenn du es nicht weißt, so sollst du ein Jahr lang als Hirsch umherlaufen.“ Sofort sprang der Junge als Hirsch davon.

Als das Jahr um war, kehrte er an dieselbe Stelle zurück. Auch der Mann war wieder da und fragte ihn, ob er nun wisse, was der Welt Mode sei. Der Knabe sagte abermals:

„Nein“. „Dann sollst du ein Jahr lang ein Hecht sein“, lautete die Antwort. Gleich sprang der Knabe als Hecht in das nahe Wasser und war verschwunden.

Nach Verlauf des Jahres stand der Knabe an der nämlichen Stelle und wurde von dem Manne wiederum befragt, ob er jetzt wisse, was der Welt Mode sei. Der Knabe verneinte es nochmals. „So sollst du ein Jahr lang ein Vogel sein“, war des Mannes strafendes Wort. In demselben Augenblicke flog der Knabe als Vogel fort und weit und breit umher. Er kam auch an seines Vaters Haus und hörte ihn von der Welt Mode reden.

Am Ende des Jahres war er wieder ein solcher Junge, wie er es vorher gewesen war, und traf denselben Mann im Wald an. Auf die Frage, ob er endlich der Welt Mode kenne, antwortete er: „Ja, ich weiß es. Der Welt Mode ist, wenn man einem Menschen begegnet, grüßt man ihn.“ „Ja, das ist der Welt Mode“, sagte der Mann. „Nun kannst du dich in die drei Tiere, die du gewesen bist, verwandeln, und du wirst aus- sehen wie lauter Gold.“ Damit gingen sie voneinander.

Der Knabe probierte auf dem Heimwege die Verwandlung und war sehr froh, als sie gelang. Als er zum Vater kam, fragte ihn dieser, wo er sich solange umhergetrieben habe. Der Knabe sagte: „In der Welt“. Da nahm ihn der Vater vor, prügelte ihn tüchtig und jagte ihn fort. Er ging und begab sich zu den Soldaten.

Nachdem er einige Zeit dabei war, ging es in den Krieg. Die Soldaten zogen weit fort vor den Feind. Der König kam zu seinem Heer, um es anzuführen. Er wurde aber gewahr, daß er sein Schwert, ohne das er nicht siegen konnte, vergessen hatte. Der König sprach daher zu seinen Soldaten: „Wer es übernehmen will, mir mein Schwert in vierundzwanzig Stunden herbeizuschaffen, der soll meine einzige Prinzessin zur Frau bekommen und mein Nachfolger sein.“

Der junge Soldat hörte wohl des Königs Worte, aber er getraute sich nicht, seine Dienste anzubieten. Er sagte seinem Nebenmanne, der schon alt war, er solle es tun und ihn mitnehmen. Der alte Soldat trat vor den König hin und erklärte sich bereit, das Schwert zu holen, wenn er ihm den jungen Soldaten mitschicken wolle. Gern gab der König seine Einwilligung.

Eiligst gingen beide Soldaten fort und kamen in einen Wald. Da sprach der junge Soldat zum alten: „Bleibe hier und lege dich nieder. Ich werde allein hingehen und schnell das Schwert holen.“ Kaum war er dem alten Soldaten aus den Augen, so verwandelte er sich rasch in den goldenen Vogel und flog geschwind zum königlichen Schloß. Als die Prinzessin den seltenen Vogel sah, machte sie das Fenster auf und ließ ihn hinein. Der Vogel flog durch den Saal unter das Bettgestell der Prinzessin und versteckte sich. Sie suchte nach ihm und fand einen Soldaten dasselbst. Erstaunt fragte sie ihn, wie er dahin käme, und was er wolle. Der junge Soldat sagte, er sei vom Könige geschickt, das Schwert zu holen. Wenn er in vierundzwanzig Stunden mit dem Schwerte zurück sei, solle er die Prinzessin zur Frau haben und Thronfolger werden. Er könne sich in dreierlei verwandeln, daher würde er in der kurzen Zeit wieder auf dem Schlachtfelde sein. Der Soldat mußte sich vor ihren Augen verwandeln, damit sie es wirklich glaube. So nahm sie von ihm als Hirsch Haare, als Fisch Schuppen und als Vogel Federn, die alle von Gold waren, und verwahrte sie als Andenken. Dann gab sie ihm ihr Tuch und ihren Ring mit ihrem Namen und sagte ihm, daß er ihr gefalle und sie ihn vor allen anderen zu ihrem Gemahle haben wolle. Sie reichte ihm auch das Schwert, nahm herzlichen Abschied und entließ ihn.

Der junge Soldat flog als Vogel mit dem Schwert im Schnabel davon. Als er den alten Soldaten erreicht hatte, sprach dieser zu ihm: „Zeige doch einmal das Schwert her! Sollte es sich wirklich damit so glücklich fechten?“ Er ergriff das Schwert und hieb damit unvermutet dem jungen Soldaten an den Kopf, so daß er weder leben noch sterben konnte. Dann ließ er ihn liegen, ging eiligst zum König und gab das Schwert ab. Der König war darüber sehr glücklich, nahm ihn gleich zum Thronfolger an und versprach ihm, wenn sie nach Hause kämen, sollte er die Prinzessin zur Frau bekommen. Darauf kämpften sie gegen den Feind und gewannen die Schlacht.

Der junge Soldat blieb elendiglich im Walde liegen. Nach einiger Zeit kam ein altes Weib vorbei und sah ihn in seinem Blute sich vor Schmerzen wälzen. Das Weib sprach zu ihm: „Wenn du mir versprichst, meine Tochter zur Frau zu nehmen, so will ich dir helfen, und du sollst sogleich gesund sein.“ Nach

langem Überlegen gab der schwer verwundete Soldat endlich das Versprechen. Das Weib bestrich ihm den Kopf mit Salbe, und sogleich war er gesund. Er mußte aber auch zur Tochter mitgehen und dort bleiben. Gelegentlich erzählte ihm die Tochter, daß ihre Mutter als Hexe noch mehr tun könne. Nun ließen Mutter und Tochter ihn nicht mehr hinaus und bewachten ihn sorgsam. Als der junge Soldat merkte, daß die Zeit herangekommen sei, in der der alte Soldat die Prinzessin zur Frau bekommen sollte, stellte er sich krank. Er bat Mutter und Tochter, daß sie ihn doch in den Garten gehen lassen sollten, er möchte sich einige Kirschen pflücken. Sie ließen ihn endlich gehen. Er pflückte und aß ein paar Kirschen und wollte als Vogel wegsfliegen. Da sah er das alte Weib als Raubvogel auf dem Dache sitzen, verwandelte sich schnell in einen Hirsch und sprang davon. Aber schon war das alte Weib als Drache hinter ihm her und wollte ihn ergreifen. Nochmals verwandelte er sich in einen Vogel und flog rascher als vorher dahin. Das alte Weib, wieder als Raubvogel, war eben im Begriff, ihn zu erfassen, als er einen großen See erreicht hatte und sich sofort als Hecht ins Wasser niederließ. Geschwind durchschwamm er den See und flog hernach als Vogel nach dem königlichen Schlosse. Der König sah den goldenen Vogel, machte das Fenster auf und wollte ihn ergreifen. Da er ihn nicht bekommen konnte, ward er zornig und sprach: „Wenn ich dich nicht lebendig haben kann, so muß ich dich tot haben!“ Er holte sein Gewehr und eilte nach dem Fenster zurück. Unterdessen hatte ihn auch die Prinzessin erblickt. Sie öffnete rasch ein anderes Fenster und ließ ihn ein. Der Vogel flog in den Saal der Prinzessin und versteckte sich wieder unter dem Bettgestelle. Der König fragte die Prinzessin, wo der seltene Vogel geblieben sei. Sie sagte, er wäre wohl unter ihrem Bettgestelle. Der König suchte dort nach und fand zu seiner Überraschung den jungen Soldaten vor. Die Prinzessin aber sprach: „Es ist der Soldat, der das Schwert holte.“ Der König sagte: „Dieser hat mir nicht das Schwert gebracht.“ Die Prinzessin blieb dabei: „Ja, er ist es, er kann sich in verschiedene Tiere verwandeln. Jener dagegen, den ich zum Manne bekommen soll, hat das Schwert nicht geholt. Wir könnten ja die Probe machen. Dieser wird sie wohl bestehen.“ Sogleich

mußte der junge Soldat sich verwandeln, daß es der König sah. Die Prinzessin nahm die Zeichen, die sie verwahrt hatte. Sie zeigte die goldigen Haare vom Hirsch, und sie stimmten. Sie wies die goldigen Schuppen vom Fisch vor, und sie paßten auch. Sie probte die goldigen Federn vom Vogel, und sie waren dieselben. Jetzt glaubte es der König. Die Prinzessin fragte den Soldaten, ob er auch noch das habe, was sie ihm gegeben hätte. „Ja“, antwortete der Soldat, „ich habe es.“ Er nahm Tuch und Ring aus der Tasche vor und zeigte beides. Da der Name der Prinzessin darin stand, erkannte der König alles als richtig an. Er wunderte sich nur, daß er die Sachen bei den Verwandlungen behalten hatte und war ganz freudig. Nun ging der König zu seinen Räten und fragte sie, was der wohl wert sei, der viele hohe Häupter belüge. Der alte Soldat sagte sofort, daß er in Öl gekocht werden müsse. Darauf antwortete der König, er hätte sich sein eigenes Urteil gesprochen. Es wurden auch bald Anstalten gemacht, das Urteil zu vollstrecken. Danach vermählte sich der junge Soldat mit der Prinzessin und wurde als Thronfolger anerkannt. Nach des Königs Tode wurde er zum Könige gekrönt, übernahm die Regierung des Landes und lebte glücklich bis auf den heutigen Tag.

9. Der Fischersohn.

In Danzig lebte einst ein armer Fischer, der viele Kinder ernähren mußte. Wenn er Fische gefangen hatte, schickte er seine Kinder mit den Fischen nach der Stadt, um sie verkaufen zu lassen. Unter seinen Kindern hatte er einen Sohn, der sehr schön war. Als der Sohn eines Tages mit Fischen nach der Stadt kam, sah ihn eine reiche Kaufmannstochter von der Tür aus und rief ihm zu: „Mein Sohn, willst du die Fische verkaufen?“ Er sagte: „Ja.“ Darauf fragte sie ihn, was er dafür haben wollte, und gab ihm noch einmal so viel Geld. Er sprach: „Liebe Jungfer, das ist zu viel.“ Als er zurückgeben wollte, jagte die Kaufmannstochter freundlich: „Mein Sohn, es ist dir ja besser, wenn du mehr bekommst.“

Der Fischersohn ging mit dem Gelde nach Hause und gab es seinem Vater. Der sprach: „Junge, wo hast du das viele Geld her?“ Er antwortete: „Eine Jungfer aus der Stadt hat

mir die Fische abgekauft und das Geld gegeben. Ich wollte es nicht nehmen, aber ich mußte.“ Der Vater sagte: „Es ist nicht so. Du hast das Geld gestohlen.“ Er prügelte hierauf den Jungen, weil er mehr Geld gebracht hatte, als er sollte.

Ein andermal schickte der Vater seinen Sohn wieder mit



Darauf fragte sie ihn, was er dafür haben wollte und gab ihm noch einmal so viel Geld (S. 24).

Fischen nach der Stadt. Die reiche Kaufmannstochter sah ihn und fragte, ob sie die Fische haben könne. Der Junge wollte sie ihr nicht gern lassen, weil sie ihm früher zu viel Geld gegeben hatte. Sie aber erkundigte sich, was die Fische kosten sollten, und gab ihm abermals mehr Geld. Er wollte es nicht nehmen und sagte: „Liebe Jungfer, ich kann das Geld

nicht nehmen, denn mein Vater hat mich dafür geschlagen und gesagt, ich hätte das Geld gestohlen.“ Sie sprach darauf: „Mein Sohn, nimm du nur das Geld! Wenn dich dein Vater wieder schlagen will, so lauf ihm weg und komme zu mir, dann wirst du es besser haben.“

Der Fischersohn brachte seinem Vater das Geld und berichtete ihm alles. Der Vater rief erzürnt: „Du hast das Geld gestohlen!“ und gab ihm abermals eine Tracht Prügel. Nun lief der Junge seinem Vater weg, kehrte zur Kaufmannstochter zurück und erzählte ihr, daß er weggelaufen sei. Sie fragte ihn, was für ein Handwerk er erlernen wolle. Er antwortete: „Ich möchte ein Musikant werden.“ Nun schrieb sie einen Brief an den Stadtmusikanten, legte eine Anzahl Dukaten hinein und versiegelte den Brief. Dann schickte sie den Jungen mit dem Briefe zum Stadtmusikanten und ließ ihn sieben Jahre auf allen Instrumenten lernen. Als er ausgelernt hatte, übertraf er sämtliche Musikanten in allen Stücken. Die Kaufmannstochter gab ihm ein schweres Stück Geld und sagte zu ihm: „Jetzt bekleide dich ordentlich und gehe ein Jahr lang auf die Wanderschaft. Alsdann kaufe dir zwei Pferde und ein Fuhrwerk mit schönem Geschirre, halte dir einen Kutscher und einen Diener und komme also nach Danzig zurück zu mir in die Freie als ein Kaufmannssohn aus einer fremden Stadt!“ Der junge Musikant tat es, bekleidete sich gut und wanderte fort in fremde Länder.

Nach Ablauf des Jahres war er ganz abgerissen und hatte auch alles Geld durchgebracht. Er schämte sich, wieder zur Kaufmannstochter zurückzugehen, und erinnerte sich daran, was sie ihm befohlen hatte. Endlich erdachte er sich einige Lügen, kehrte nach Danzig zurück und ging vor der Thür der Kaufmannstochter auf und ab, daß sie ihn anrufen sollte. Sie sah ihn wohl, aber sie erkannte ihn nicht. Endlich merkte sie doch, daß er es sei, rief ihn heran und sagte: „Du hast dich nicht gut betragen!“ Er aber beklagte sich, daß er hart bestohlen worden wäre und auch krank gelegen hätte, und bat um Verzeihung. Sie ließ sich erbitten und gab ihm noch einmal viel Geld, sich zu bekleiden und das anzuschaffen, was sie ihm zuvor befohlen hatte. Er nahm das Geld, bekleidete sich neu und ging nach einer anderen Stadt. Dort kaufte er sich zwei Pferde mit dem nöthigen Geschirre, dazu eine Kutsche, diente sich einen Kutscher und einen

Diener und fuhr nach Danzig zur Kaufmannstochter. In einem vornehmen Wirtshause kehrte er ein. Die Hälfte von dem Gelde besaß er noch. Er ließ sich durch seinen Diener bei dem Kaufmann anmelden und ihm sagen, daß ein gewisser Kaufmannssohn aus der und der Stadt in Erfahrung gebracht hätte, daß er eine Tochter zu verheiraten habe. Er frage hiermit an, ob er nicht die Erlaubnis erlangen könne, die Tochter zu sehen, und bitte um Antwort. Der Kaufmann nötigte ihn durch den Diener, daß er zu Mittag zu ihm kommen möchte. Der Diener kam und sagte das seinem Herrn. Dieser ging hin, begrüßte sich mit dem Kaufmann und seiner Tochter und gefiel beiden so sehr, daß bald Verlobung gefeiert wurde. Dann kehrte er vergnügt in sein Quartier zurück.

Nach einigen Tagen ging der junge Musikant hin, seine Braut zu besuchen. Er traf sie gerade im Laden ihres Vaters an. Sie sagte heimlich zu ihm, er solle zum Vater gehen und sich ein Stück Tuch zum Anzuge fordern. Wenn dieser es ihm vorlegen werde, so müsse er sagen: „Das gefällt mir nicht!“ Erst wenn sie selbst ihm ein Stück Tuch zeigen werde, sollte er es kaufen.

Er ging sogleich zum Kaufmann und forderte ein Stück Tuch zum Anzuge. Als es ihm vorgelegt war, sagte er: „Das gefällt mir nicht!“ Der Kaufmann legte ihm ein anderes Stück vor, aber er sagte wieder so. Das hörte die Tochter; sie kam hinzu und sagte: „Ich werde ein Stück Tuch suchen.“ Sie ging suchend im Laden auf und ab, nahm endlich ein Stück Tuch, versteckte darunter einen großen Bentel Geld, legte es ihm vor und sagte: „Wenn dies nicht gut ist und ihm nicht gefällt, dann wird es ihm in der ganzen Stadt nicht besser gefallen.“ Darauf sprach er: „Es wird mir schon gefallen.“ Als sie es zusammen bejahen, drehte sie es so, daß er das Geld nehmen konnte. Darauf fragte er, was denn die Elle kosten solle. Sie hatte ihm schon vorher gesagt: „Was ich sagen werde, das muß ich auch bekommen.“ Sie sagte den Preis, und er tat so, als ob er das Geld nicht gleich geben wollte. Sie meinte aber: „Anders nicht, ja oder nein?“ So zählte er ihr vor, was sie gefordert hatte, und behielt noch die Hälfte vom Gelde. Alsdann ließ er sich den neuen Anzug machen. Als er fertig war, wurde die Hochzeit in großer Pracht gefeiert.

Nach erfolgter Vermählung sprach die junge Frau im Spaß zu ihrem Mann, als er ihr eines Tages nicht gleich zu Willen war:

„Wasser ohne Sand,
König ohne Land,
ist das der Fleiß,
den ich an dich gewandt?“

Wie der Mann diese Worte hörte, sprang er auf und schwur, mit ihr und mit keinem Menschen sein Leben lang zu reden. Er nahm seine Violine unter den Arm und ging fort. Sie bat ihn, er solle doch bleiben, und fragte, wo er denn hinwolle, aber er gab keine Antwort mehr. Sie wollte ihn festhalten, doch er riß sich los und eilte hinweg.

Der junge Musikant wanderte nun weit fort bis in ein anderes Königreich. Er kam in der fremden Residenzstadt an den königlichen Hof und fing dort zu musizieren an. Das wundervolle Spiel gefiel dem Könige sehr, und er ließ ihn vor sich bringen. Er fragte ihn etwas, aber er bekam keine Antwort. Da befahl der König seinen Musikanten, sie sollten den Fremden in seiner Gegenwart prüfen. Als dies geschah, übertraf er alle königlichen Musikanten auf allen Instrumenten. Nur daß er nicht sprach, war sein einziger Fehler. Einige Räte des Königs meinten: „Er muß doch zuvor haben reden können, da er so aus dem Fundament das Musizieren gelernt habe. Ihm könnte doch wohl noch geholfen werden.“ Der König sprach: „Wer mir diesen Menschen in drei Tagen und drei Nächten zum Reden bringt, der soll die Hälfte des Königreiches haben. Wem es aber nicht gelingt, der muß den Galgen zieren.“

Es fanden sich viele Doktoren, die ihn wollten redend machen und sich das halbe Königreich verdienen, aber sie mußten den Galgen zieren. Schließlich wollte sich kein Doktor mehr im Lande finden. Da ließ der König in alle Länder ausgehen und bekannt geben, daß er einen Musikanten habe, gegen den keiner aufkomme. Nur sei er sprachlos. Wer den in drei Tagen und drei Nächten zum Reden bringen könne, der solle das halbe Königreich haben. Nun kamen noch einige Doktoren, doch auch sie mußten den Galgen zieren.

Die Nachricht von dem sprachlosen Musikanten verbreitete sich auch in Danzig, wo die Kaufmannstochter als seine

Frau wohnte. Als sie erfuhr, wo ihr Mann war, nahm sie viel Geld zu sich, verkleidete sich als reisender Handwerksbursche und wanderte heimlich fort. Von der nächsten Stadt ließ sie sich eilig weiterfahren, damit sie nur geschwind hinkam, um ihn redend zu machen. Sie ließ sich gleich beim König und dem Sprachlosen als ein reisender Doktor anmelden. Der König sagte: „Wenn er den Menschen redend macht, soll er das halbe Königreich haben, wenn nicht, so muß er wie die anderen Doktoren den Galgen zieren!“ Der Doktor sagte, daß er ihn schon zum Reden bringen wolle, aber er bitte sich eine leere Stube aus. Nun wurden beide in eine solche Stube gebracht, und sie bat ihn, daß er doch reden und sie nicht ins Unglück bringen möchte, denn sie habe doch so vieles an ihn gewandt. Dennoch sie bekam keine Antwort von ihm. Sie tröstete sich damit, daß er doch mit der Zeit reden werde, weil er es nicht länger würde anhören können, aber er konnte es wohl hören. All ihr Reden, all ihr Bitten, all ihr Weinen war umsonst. Als der letzte Tag herangekommen war, ward ihr bange. Sie konnte nicht mehr bitten und nicht mehr reden, sondern nur noch weinen. So war schließlich die Zeit um, ohne daß der Musikant reden konnte. Der reisende Doktor wurde an den Galgen geführt, und der Musikant folgte ihm ohne Rede. Doch als dem Doktor der Strick um den Hals gelegt wurde, schrie der Musikant auf einmal los:

„Seid doch nicht Narren
und knüpft das Weib auf!“

Sofort wurde der arme Doktor befreit und war froh, daß ihm das Leben geschenkt worden war. Der alte König, der keine Erben hatte, war so erfreut, daß er zum Musikanten sagte: „Nun du reden kannst, sollst du mein halbes Königreich haben, und der Dokter, der dich redend gemacht hat, die andere Hälfte.“ Der Musikant aber sprach: „Der Doktor ist ja meine Frau. Ich hatte mich verschworen, mit ihr und mit keinem Menschen mehr zu reden. Doch um ihr Leben zu retten, habe ich mein Versprechen brechen müssen.“ Da sagte der alte König: „Dann ist es um so besser, nun sollst du König über mein ganzes Land sein.“ Der Musikant und seine Frau wurden bald darauf gekrönt und übernahmen die Regierung des Landes. Die junge Königin schrieb an ihren Vater und teilte ihm mit, wie es ihr gegangen

wäre, und wo und wer sie jetzt sei. Der junge König sagte jedoch zu seiner Frau: „Durch dich bin ich ein geschickter Musikant geworden. Ich habe dir sehr viel Geld gekostet, ich habe dir viel Ärger und Angst bereitet, durch mich hättest du bald den Tod erleiden müssen, aber durch mich bist du auch Königin über ein großes Land geworden.“

Nun ist mein Märchen aus;
Da läuft 'ne weiße Maus,
Und wer sie fängt,
Kann sich ein Pelzmütchen machen.

10. Der geschickte Prinz.

Ein König hatte einen Prinzen, der alle Handwerke und alle Sprachen erlernte. Als er ausgelernt hatte, kehrte er nach Hause zu seinem Vater zurück. Eines Tages saßen sie alle bei Tisch. Da kam der Hofnarr herein und sagte zum Prinzen, daß er doch nicht alles gelernt habe. Sie fragten sogleich: „Was denn nicht?“ Er sagte: „Das Stehlen nicht.“ Das ärgerte den Prinzen. Er machte sich am anderen Tage bereit und wanderte in ein anderes Königreich fort. Er kam in die Residenzstadt, ging darin umher und besah sich die Stadt. In einem Wirtshaus forderte er sich ein Glas Bier. Dort saßen zwei Männer, die mit dem Wirte tranken. Sie sahen so ganz anders aus, so daß der Prinz merkte, es müßten Spitzbuben sein. Als einer der Männer hinausging, schlich sich der Prinz hinterher und fragte ihn, was er sei. Der Mann fragte: „Warum?“ Der Prinz erwiderte: „Ich meine, daß er nach seinem Aussehen ein Dieb sei; denn ich bin auch einer. Ich will aber das Stehlen noch aus dem Grunde lernen. Will er mich zum Gehilfen annehmen?“ Der Mann sagte: „Warum nicht! Komm nur mit!“ Sie gingen zusammen hinein und tranken mit einander. Der Wirt war auch ein Dieb. Dann gingen sie nach Hause.

Der Dieb gab dem Prinzen ein Abendessen und wies ihm auch ein Bett zum Schlafen an. In der ersten Stunde des Nachts stand der Meister auf, nahm ein Licht und ein Messer, ging zum Prinzen und sprach: „Nun sollst du mir zuschwören, daß du mir treu sein und mich nicht verraten willst, oder du mußt sterben!“ Der Prinz verpflichtete sich, und so war es gut.

Zu der anderen Nacht sagte der Meister: „Nun wollen wir ausgehen, nicht um zu stehen, sondern nur um Spaß zu machen.“ Der Prinz fragte: „Was denn?“ Der Meister antwortete: „Hier in dieser Stadt ist ein junger Mann, der hat eine alte Frau, und auch ein alter Mann, der hat eine junge Frau. Diese wollen wir vertauschen.“ Der Prinz war damit einverstanden. Der Meister nahm ein Duzend Dietriche und ein Glas mit Salbe, und beide gingen fort.

Es wollte dem Meister nicht gleich glücken, die Schösser an den Türen aufzumachen. Der Prinz sagte: „Gib die Dietriche nur her! Ich werde aufmachen.“ Er machte gleich alle Schösser auf. Der Meister war darüber verwundert und sprach: „Du wirst wohl klüger sein als ich bin.“ Der Prinz antwortete: „Ich bin ein Schösser.“ Sie gingen leise an das Bett, und der Meister bestrich die Leute mit der Salbe, daß sie ganz fest schliefen. Dann nahmen sie die alte Frau und gingen zu dem anderen Manne, der die junge Frau hatte, schlossen die Türen auf, bestrichen auch diese mit der Salbe, nahmen die junge Frau weg, legten die alte Frau zu dem alten Mann und schlossen die Türen wieder zu. Nun brachten sie dem jungen Mann auch die junge Frau, machten die Türen zu und gingen nach Hause.

Am anderen Morgen, als die Leute aufwachten, sahen sie sich ganz verwundert an und waren sehr erschrocken. Die jungen Leute vertrugen sich und wollten zusammen bleiben. Aber die alten Leute zankten sich und wollten geru wieder auseinander. Sie gingen vor Gericht, doch der Richter konnte nichts machen, weil die jungen Leute nicht auseinander wollten. Er sagte: „Da es nicht Menschenhände getan haben, muß es so bleiben.“

Am anderen Abende sagte der Prinz: „Nun wollen wir gehen und die königliche Schatzkammer bestehlen.“ Der Meister sprach: „Wie können wir durch so viele Wachen hindurchkommen?“ Der Prinz entgegnete, er solle sich als Bedienter verkleiden, er selbst würde als General die Wachen revidieren. Sie zogen sich an, nahmen die Laterne in die Hand und gingen hin. Die erste Wache fragte: „Werda?“ Der Prinz antwortete: „Gut Freund!“ Die andere Wache fragte auch, und er sagte: „Ich bin der General und komme revidieren!“ Bei der dritten Wache war es ebenso. Der Prinz stieg in die Schatzkammer und sprach: „Was soll ich nehmen, Silber oder Gold, Erze oder Edelsteine?“ Der Meister meinte,

er solle nur geschwind nehmen, was er wolle, und eilen, daß sie wieder fortkämen. Als sie soviel hatten wie sie tragen konnten, gingen sie zurück. Die Wache fragte wieder, und der Prinz antwortete: „Der General will die Wache revidieren!“ Und so kamen sie durch.

Kurze Zeit darauf kam der richtige General revidieren. Der Kapitän fragte ihn, warum er heute so oft komme. Der General sagte: „Ich komme das erste Mal.“ „Nein“, entgegnete der Kapitän, „das dritte Mal.“ Der General meinte, der Kapitän sei betrunken, und ging fort. Am anderen Morgen sahen die Hofleute des Königs, daß die Schatzkammer bestohlen war, und wußten nicht, wer es gewesen sei. Nun wurden doppelte Wachen hingestellt.

Als es Abend geworden war, sprach der Prinz zum Meister: „Wir wollen wieder gehen!“ Der Meister sagte: „Nun kommen wir nicht mehr durch.“ Der Prinz entgegnete, sie würden jetzt als Nachtwächter gehen, und er solle zusehen, wo er eine Schnarre herbekomme. Als sie eine solche hatten, kleideten sie sich als Wächter an. Einer nahm die Schnarre und der andere einen Knüppel, und so gingen sie hin. Wie die Wache fragte, sagten sie: „Gut Freund, die Nachtwache!“ und schnarrten. Sie kamen glücklich durch bis an die Schatzkammer. Der Prinz stieg wieder ein und nahm so viel, als sie tragen konnten. Dann kehrten sie als Nachtwache zurück.

Bald darauf kam die eigentliche Nachtwache. Sie wurde gefragt, warum sie diese Nacht so oft komme, und erwiderte, daß sie das erste Mal komme. Die anderen entgegneten: „Nein, das dritte Mal!“ Sie stritten sich miteinander, aber es blieb so. Am anderen Morgen merkten die Hofleute des Königs wieder, daß die Schatzkammer bestohlen sei, und wußten nicht, wer es getan habe. Da ließ der König die Schatzkammer voll Fußangeln legen, so daß sich jeder, der hineinkäme, fangen mußte.

Der Prinz merkte dies alles und suchte sich eine andere Gelegenheit aus, an die Schatzkammer zu kommen. Er sagte dem Meister, daß sie wieder hingehen wollten; denn er habe eine solche Gelegenheit ausersahen, bei welcher die Wachen sie nicht gewahr werden könnten. Der Meister wollte anfangs nicht, aber der Prinz beredete ihn so, daß sie doch hingingen und unbemerkt an die Schatzkammer gelangten. Der Prinz sagte, der Meister solle diesmal einsteigen, damit er sehe, wie eine solche Schatzkammer eingerichtet sei. Er wäre schon oft genug darin gewesen.

Beim Einsteigen wollte der Meister zuerst mit dem Kopfe durch. Der Prinz sprach: „Nicht so, sondern mit den Füßen zuerst, sonst brichst du den Hals, wenn es noch tief ist.“ Als der Meister mit den Füßen nach unten kam, schlug eine Fußangel zu, so daß die Beine gleich entzwei waren. Er sagte dies dem Prinzen und fragte um Rat. Der Prinz sprach: „Was ist nun für ein Rat zu geben! Lasse ich dich stehen, so kennen sie dich. Steche ich dich tot, so ist es ebenso, denn dann sind deine Frau und Kinder verraten. Ich weiß keinen anderen Rat, wenn du die Deinen nicht verraten willst, als daß ich dir den Kopf abschneide und ihn mitnehme. Den Körper allein werden sie nicht erkennen. Ich werde dich begraben lassen.“

Rasch schnitt der Prinz dem Meister den Kopf ab und nahm ihn mit. Er ging nach Haus und warf den Kopf auf den Tisch. Die Frau des Diebes fing zu weinen und zu klagen an. Der Prinz bedrohte sie aber, daß sie schweigen solle, sonst würde es ihr ebenso gehen. Dann ging er rasch in alle Kirchen und sagte, daß die königliche Prinzessin tot sei, sie sollten geschwind alle Glocken läuten lassen.

Der König befahl sofort, daß sie mit dem Läuten aufhören sollten, da am königlichen Hofe niemand gestorben sei. Zu seinen Hofleuten aber sprach er: „Einen Spitzbuben habe ich wohl, aber es muß doch noch einer sein, der das Läuten bestellt hat. Auf welche Weise kann man den wohl bekommen?“ Nun ließ er den Körper des toten Spitzbuben vor der Stadt auf das Rad legen und eine starke Wache dabei stellen. Wer den Körper ansehen und weinen werde, den sollten sie festnehmen. Auch sollten sie sichere Wache halten, daß man den Körper nicht vom Rade stehlen würde. Der König meinte, den anderen Dieb dabei zu bekommen.

Der Prinz ließ sich unterdessen so viele Mönchsrücke machen, als Soldaten Wache standen. Er kaufte sich auch eine Tonne Branntwein und ein Dhm Wein und mischte vielen Schlaftrunk hinein. Darauf verschaffte er sich einen alten Wagen und zwei alte Pferde, spannte diese vor den Wagen, legte die beiden Tonnen und die Mönchsrücke darauf und fuhr gegen Abend vor die Stadt. Neben der Wache lag ein Bruch. Der Prinz fuhr so nahe an das Bruch heran, daß er stecken blieb und nicht mehr weiter konnte, zumal seine alten Pferde schon sowieso die Last kaum hatten ziehen können. Nun schrie er gewaltig zu den Wachsoldaten

hinüber, daß sie sich doch erbarmen und kommen möchten, ihn herauszuhelfen. Er wollte sie auch reich beschenken. Sie fragten: „Womit?“ Er antwortete: „Mit Branntwein und Wein.“ Das gefiel ihnen, und sie kamen alle und halfen ihm heraus. Darnach beschenkte er die Gemeinen mit Branntwein und die Unteroffiziere und den Offizier mit Wein. Er gab ihnen so viel, als sie nur trinken wollten. Unterdessen fuhr er etwas zur Seite und legte die Rösche zurecht. Als er nach einer Weile zurückkam, fand er schon die ganze Wache schlafend. Nun zog er allen die Rösche aus, bekleidete die zwanzig Gemeinen mit grauen, die drei Unteroffiziere mit schwarzen Mönchsrocken und den Offizier mit einem weißen Mönchsrock. Er nahm dann die Soldatenrösche, die Gewehre und den Körper vom Rad und fuhr fort. Nur die beiden Tonnen ließ er liegen. Zu Hause angekommen, verwahrte er die Soldatenrösche, nahm Kopf und Körper, zog die Leiche gut an und begrub sie.

Als am anderen Morgen die Wachsoldaten aufwachten, sahen sie sich ganz erstaunt an und wußten nicht, was mit ihnen geschehen war. Sie blickten auf das Rad und merkten, daß der Körper verschwunden war. Eiligst machten sie sich daher auf und gingen nach der Stadt in ihre Quartiere. Der König stand am Fenster, sah die vielen Mönche kommen und ließ fragen, wohin sie wollten. Sie sagten, ihnen sei der Körper des Diebes gestohlen, sie selbst seien also zugerichtet und wußten doch nicht, wie alles zugegangen sei.

Nachher war bei dem König ein großer Ball. Er ließ alle Handwerksgesellen und viele unverheiratete Leute dazu einladen. Zu den versammelten Gästen sagte der König: „Wer von euch den Hasen unter dem Bettgestelle meiner einzigen Prinzessin unbemerkt wegstehlen wird, der soll sie hernach zur Frau bekommen.“ Das gefiel dem Prinzen, und er wollte sich die Prinzessin gewinnen. Nach Beendigung des Balles mußten sie alle rund herum im Saal auf Streu schlafen gehen. Als sie alle schliefen, ging der Prinz ganz leise zur Prinzessin, nahm den Hasen von der Kette und sprang zum Fenster hinaus. Er eilte nach Hause, tötete den Hasen, zog ihm das Fell ab und steckte ihn in einen Topf. Der Diebstahl war aber noch in derselben Nacht bemerkt worden. Sofort wurde in allen Häusern darnach gesucht. Endlich fand man den Hasen bei dem Prinzen,

der sich versteckt hielt, im Topfe. Weil es in der Nacht war, konnten die Diener des Königs nicht wissen, in welchem Hause sie den Hasen gefunden hatten. Daher schrieben sie an die Tür: „Hier wird der Has' gekocht!“ Beruhigt kehrten sie nach dem Schlosse zurück. Der Prinz ging gleich in der ganzen Stadt umher und schrieb an alle Türen: „Hier wird der Has' gekocht!“ Des Morgens gingen die Diener aus, den Dieb zu ergreifen,



„Als sie alle schliefen, ging der Prinz heimlich zur Prinzessin und zog den Ring ab.“

und fanden an allen Türen stehen: „Hier wird der Has' gekocht!“ Nun wußten sie wieder von nichts.

Der König gab noch einmal einen Ball und sagte zu den Gästen: „Wer von euch meiner Tochter den Ring vom Finger stiehlt, der soll sie zur Frau bekommen.“ Als sie alle schliefen, ging der Prinz heimlich zur Prinzessin und zog den Ring ab. Die erwachte Prinzessin aber schnitt ihm rasch eine Haarlocke ab und steckte sie in ihre Tasche. Der Prinz schnitt allen anderen an der nämlichen Seite eine Locke ab, steckte sie unbemerkt der Prinzessin

in dieselbe Tasche und legte sich schlafen. Am anderen Morgen wollte die Prinzessin sehen, wem sie die Locke abgeschnitten hatte. Aber es fehlte allen an der nämlichen Seite eine Locke, und sie hatte die ganze Tasche voll. So konnte sie den Dieb doch nicht erkennen.

Nun machte sich der Prinz auf und wanderte zu seinem Vater zurück. Als er heimkam und alle bei Tische waren, trat der Hofnarr ein und fragte den Prinzen, ob er nun gut stehlen gelernt habe. Der Prinz bejahte es. Der Hofnarr sprach: „Aber meine Frau möchte ich doch nicht stehlen lassen.“ Der Prinz entgegnete: „Nimm sie nur gut in acht!“

In der folgenden Nacht nahm der Prinz ein Glas, wie es sein Meister gehabt hatte, ging zum Hofnarren und bestrich ihn und seine Frau mit der Salbe. Dann nahm er die Frau, trug sie in ein besonderes Gemach und gab ihr auch zu essen. Den Hofnarren trug er aber in den Stall zu den Schweinen. Dieser erwachte am Morgen und war ganz verwundert, daß er die Nacht über bei den Schweinen geschlafen hatte. Als die Diener die Schweine hinausließen, kam er ganz beschämt hervor. Er fragte den Prinzen nach seiner Frau und mußte zugestehen, daß der Prinz alles, auch das Stehlen, gut gelernt habe. Nach vielem Bitten erhielt er seine Frau zurück.

Darnach übergab der Vater dem Prinzen die Regierung. Der Prinz reiste jedoch zunächst mit voller Pracht zu seiner Braut, die ihm versprochen war, weil er ihren Ring besaß. Die Prinzessin erkannte den Ring als ihren eigenen und war sehr freudig, daß es ein Prinz war, den sie zum Gemahle bekommen sollte. Es wurde gleich Verlobung gefeiert und kurze Zeit darauf Hochzeit gehalten. Der Prinz sollte als regierender König dableiben, aber er nahm die Prinzessin mit, regierte beide Königreiche und lebte mit ihr vergnügt und in Freuden viele Jahre.

II. Das goldene Ei.

Ein armer Mann wohnte mit seinen Kindern ganz allein in der großen Tucherer Heide. Ihm, seiner Tochter und seinen beiden Söhnen ging es so dürftig, daß sie nichts mehr zu essen hatten. Am Tage vor Weihnachten ging der arme Mann, der ein Jäger war, auf die Jagd, um ein Wildbret oder einen Vogel zu schießen.

Er lief den ganzen Tag im Wald umher und fand nichts. So war es Abend geworden. Müde und hungrig setzte sich der Jäger auf einen Stubben nieder und dachte darüber nach, was wohl aus seinen Kindern werden sollte, wenn er keine Bente nach Hause brächte. Er konnte zu keinem rechten Entschlusse kommen und machte sich auf den Heimweg.

In der Dämmerung sah er plötzlich vor sich auf dem Weg einen schönen Vogel sitzen. Er wollte ihn schießen, ging jedoch immer näher, bis er ihn lebendig ergreifen konnte. Nun war er sehr froh und ging nach Hause. Seine Kinder freuten sich auch, daß sie doch zu Weihnachten etwas Fleisch zu essen hatten. Sie setzten den Vogel über Nacht vor das Fenster und gingen zur Ruh. Als sie am anderen Morgen nachsahen, ob der Vogel noch lebe, hatte er ein goldenes Ei gelegt. Der Mann nahm das goldene Ei, ging zum Goldschmied in der nächsten Stadt und verkaufte es. Für das Geld kaufte er Brot, Mehl und Fleisch und brachte tüchtig zu essen nach Hause.

Am nächsten Morgen hatte der Vogel wieder ein goldenes Ei gelegt. Der Mann ging zur Stadt und kaufte allen neue Kleidung. Den Tag darauf lag abermals ein goldenes Ei unter dem Vogel. Der Mann verkaufte es und ließ sich für das Geld ein neues Haus bauen. So legte der Vogel jeden Tag ein goldenes Ei. Der Mann trug die goldenen Eier immer zum Goldschmiede, bis dieser nicht mehr so viel Geld hatte, sie zu bezahlen.

Der Goldschmied fragte endlich den Mann, woher er die Eier hätte. Der Mann sagte, er besitze zu Hause einen Vogel, der solche Eier legen könne. Der Goldschmied wollte diesen Vogel gern sehen. Daher forderte der Mann ihn auf, mitzukommen und den Vogel zu beschauen. Der Goldschmied ging mit, besah den sonderbaren Vogel und fand unter jedem Flügel einen Zettel. Auf dem einen Zettel stand geschrieben, wer das Herz aufessen würde, der würde jeden Morgen einen Dukaten unter dem Kopfe haben. Auf dem anderen Zettel war zu lesen, daß derjenige, der den Kopf verzehren würde, König in Portugal werden solle. Als der Goldschmied die Zettel gelesen hatte, sagte er dem Maane nichts davon, sondern meinte nur zu ihm, wenn er den Vogel schlachten und ihm denselben ganz allein zu essen geben wolle, dann würde er seine Tochter heiraten. Der Mann

war damit einverstanden, und daher wurde der Vogel sogleich geschlachtet. Nachdem er gekocht war, kamen die beiden Söhne in die Küche, um zuzuschauen. Weil sie dem Vogel so gut waren, wollten sie aus Neugier heimlich von ihm schmecken. Der jüngste Sohn ergriff das Herz und der älteste den Kopf. Sie aßen die Stücke auf und liefen hinaus. Darauf wurde dem Goldschmied das Essen hingebacht. Dieser merkte gleich, daß Kopf und Herz, welches für ihn die besten Stücke waren, fehlten. Er wurde sehr böse und schickte alles zurück, da der Mann sein Versprechen nicht gehalten hatte. Der Vater fragte die Tochter, wer wohl von dem Vogel genommen hätte. Sie sagte, es seien die beiden Brüder gewesen. Der eine hätte den Kopf und der andere das Herz verzehrt. Nun wurde der Vater zornig und jagte seine Söhne sofort aus dem Hause, weil sie ihre Schwester ins Unglück gestürzt und ihr Glück verscherzt hätten. Sie sollten ihm nicht mehr unter die Augen kommen. Vater und Tochter konnten fortan sorgenlos leben, da sie noch einige goldene Eier besaßen.

Die beiden Söhne gingen weit fort und kamen in einen andern Wald. Sie gingen drei Tage lang in demselben umher und konnten nicht mehr hinausfinden. Auch kamen sie in kein Dorf, sondern fanden endlich ein kleines Häuschen mitten im Walde. Vom größten Hunger getrieben, gingen sie in das Häuschen hinein und trafen dort eine alte Frau an. Diese fragte sie, woher sie wären. Die Knaben antworteten: „Wir wissen nicht, woher wir kommen, auch nicht, wo wir sind.“ Inständig aber baten sie um Essen und Herberge. Die alte Frau hatte Erbarmen und gab ihnen Essen und Nachtlager.

Als die Knaben am andern Morgen aufstanden, nahm die alte Frau das Lager auf und fand einen Dukaten. Sie sagte zu den Knaben, sie könnten noch einen Tag dableiben. Am andern Morgen fand die alte Frau wieder einen Dukaten unter dem Lager. Nun jagte sie zu den Knaben, sie sollten immer bei ihr bleiben, sie wollte sie als ihre eigenen Söhne annehmen. Das gefiel den Knaben, und sie blieben dort. Die alte Frau schickte sie in die Schule und ließ sie alles lernen. Alle Morgen fand sie einen Dukaten unter dem Kopfkissen des jüngsten Knaben.

Die Knaben blieben lange Zeit bei der Frau. Nachdem sie erwachsen waren, wollten sie weiter wandern. Die alte Frau versagte ihnen das nicht und ließ sie ziehen. Zum Abschiede

gab sie dem ältesten Sohne 50 Dukaten und dem jüngsten gar keinen. Darüber war dieser verwundert und sagte: „Meinem Bruder habt ihr so viel gegeben und mir nichts?“ Die alte Frau antwortete: „Dennoch hast du mehr als dein Bruder; denn du hast alle Tage einen Dukaten unter dem Kopf.“ Er wollte es nicht glauben. Am anderen Morgen zeigte sie ihm den Dukaten. Da er meinte, die alte Frau hätte ihm den Dukaten heimlich unter das Kopfkissen gelegt, mußte er in der Kammer allein schlafen. Er besah sein Lager gut, ob ein Dukaten hingelegt wäre, und schloß sich ein. Des Morgens fand er wirklich einen Dukaten und glaubte es.

Nun bedankten sie sich bei der alten Frau und gingen fort, der jüngste mit zwei und der älteste mit fünfzig Dukaten. Eine Zeitlang gingen sie zusammen und erreichten eine große Stadt. In der Stadt kaufte sich jeder eine Gabel. Dann gingen sie wieder zur Stadt hinaus. An einem Kreuzwege stand eine uralte Linde. Vor der Linde vergruben sie ihre Gabeln und gingen auseinander, um ihr Glück allein zu suchen. Nach einem Jahr und drei Wochen wollten sie sich wieder an dem Baume treffen und die Gabeln ansehen. Sollte in der Zwischenzeit eine verrosten, so könne der andere wohl tot sein. Blieben aber beide Gabeln blank, so würden sie sich wiedersehen.

So schieden sie von einander. Der jüngste Sohn ging den einen Weg und der älteste den anderen. Der Älteste war ein Jäger, kam in einen Wald und sah ein fremdes Tier laufen. Er wollte es schießen, doch das Tier sprach: „Laß mich laufen, denn ich bin in großer Not! Wenn du wirst in Not sein, will ich dir auch helfen.“ Der Jäger fragte das Tier, wie es heiße. Es sagte: „Stahl und Eisen.“ Er nahm darauf sein Buch vor, schrieb sich den Namen auf und ging weiter. Bald darauf sah er ein anderes Tier laufen. Er legte seine Flinte an und wollte schießen. Das Tier rief jedoch: „Laß mich laufen, denn ich bin in großer Not! Wenn du wirst in Not sein, will ich dir auch helfen.“ Der Jäger fragte wieder nach dem Namen. Es antwortete: „Allerweife“. Auch diesen Namen schrieb er sich auf und ließ das Tier laufen.

Endlich kam der Älteste in eine große, freundliche Stadt und kehrte in einem Wirtshaus ein. Er fragte, wie das Land heiße. Man sagte ihm: „Portugal“. Darauf fragte er, was das

bedeute, daß die ganze Stadt schwarz geflaggt habe. Die Leute erzählten ihm, daß in der Nähe der Stadt ein Drache hause, dem man alle Monate einen Menschen opfern müsse. Jetzt sei die Reihe an der königlichen Prinzessin, die nur ganz allein am Hofe wäre. Deshalb müsse alles trauern. Der alte König hätte in seinem großen Schmerz einen Befehl ausgehen lassen, wer die Prinzessin erlöse, der solle sie zur Frau haben und König werden.

Der Jäger hielt sich so lange im Wirtshaus auf, bis die Prinzessin vor die Stadt gefahren wurde. Dann folgte er ihr nach. Der Drache hauste in einer starken Befestigung. Ein Diener des Königs schloß die Thür auf und ließ die Prinzessin hinein. Er hatte sich wohl erboten, sie zu erlösen, wagte sich aber nicht hinein, sondern sah durch das Schlüsselloch zu, was geschehen werde. Der Jäger dagegen ging unerschrocken mit hinein und ließ die Thür hinter sich abschließen. Der Drache brütete in einem tiefen Grund und spie Feuer in die Höhe. Dabei wurde dem Jäger ganz angst und bange. Bald darauf kam der Drache in die Höhe, um sich die Prinzessin zu holen. Der Jäger griff in die Tasche und wollte sein Tuch hervorziehen, um die Tränen zu trocknen, als er zufällig das Buch berührte und an die fremden Tiere dachte. Rasch schlug er das Buch auf und nannte die Namen. Sofort waren die Tiere da und sagten: „Hättest du früher an uns gedacht, wären wir schon eher gekommen.“ Inzwischen wollte der Drache die Prinzessin ergreifen, aber der Jäger rief: „Stahl und Eisen, Allerweife, faßt alle beide an!“ Da sprangen die Tiere zu und rissen dem Drachen zwei Köpfe ab. Dann griffen sie wieder an, bis neun Köpfe am Boden lagen und der Drache tot war. Der Jäger nahm darauf sein Messer aus der Tasche, löste die Zungen aus allen neun Köpfen, zog sie auf ein Band und steckte sie ein. Dann befahl der Jäger: „Stahl und Eisen, Allerweife, brechet die Thür auf!“ Unversehrt gingen sie hinaus.

Die Prinzessin sprach zum Jäger und schwur ihm zu: „Du hast mich erlöst. Ich werde keiner anderen zum Gemahle nehmen als dich.“ Sie gab ihm einen Ring von ihrer Hand, riß ihr Tuch in der Mitte entzwei, reichte ihm die Hälfte mit dem Namen und sagte, er solle gleich mit ihr auf das Schloß kommen. Der Jäger meinte jedoch, er könne jetzt noch nicht kommen, erzählte

ihr von seinem Bruder und bat, sie möchte nur warten, er würde schon kommen und ging davon.

Der königliche Diener hatte gesehen, wie alles geschehen war. Er suchte sich auf dem Heimweg eine Gelegenheit aus, an die Prinzessin zu kommen und bedrohte sie, sie solle ihm gleich zuschwören, daß er sie erlöst habe, oder er wolle sie totschießen. Da ihr nun das Leben doch lieber als der Tod war, schwur sie ihm zu, und sie gingen beide zum Könige. Der Diener sagte zum Könige, daß er die Prinzessin erlöst habe, zeigte die neun Drachenköpfe vor und wurde sehr freudig aufgenommen. Bald begann man am Hof, alles zur Hochzeit der Prinzessin vorzubereiten.

Der Jäger war nach der Stadt zurückgegangen, in deren Nähe er mit seinem Bruder vor der alten Linde die Gabeln vergraben hatte. Er besah die Gabeln und fand, daß sie beide noch blank waren. In demselben Augenblicke kehrte auch sein Bruder nach dem verabredeten Orte zurück. Nun waren die Brüder sehr froh und erzählten sich, wie es ihnen gegangen wäre.

Darauf machten sich beide Brüder nach Portugal auf. Die wunderbaren Tiere begleiteten sie. Im Wirtshaus, in dem sie Einkehr hielten, fragten sie die Leute, was wohl am königlichen Hofe los wäre, da dort große Musik sei. Die Leute antworteten, ein Diener des Königs hätte die Prinzessin erlöst, und nun würde in aller Pracht Hochzeit gefeiert.

Der Jäger schickte das Tier „Allerweisse“ nach dem königlichen Schlosse hin, um zu erkunden, was sie da machten. Als es hinkam, saßen sie gerade an der Tafel und aßen. Allerweisse ging obenan zur Tafel, wo die Prinzessin mit dem ehemaligen Diener saß, nahm ein Stück Kuchen aus der Schüssel und wollte es dem Jäger bringen. Die Prinzessin erkannte das Tier sogleich und freute sich im stillen, aber sie durfte es sich nicht merken lassen. Der Diener dagegen wurde zornig und fragte, was für ein Tier das sei, das sich erdreiste, an die Tafel zu kommen und Kuchen zu nehmen. Er ließ sofort nachfragen, wo sich der Mann aufhalte, dem das Tier gehöre. Als er sichere Nachricht erhalten hatte, schickte er gleich einige Soldaten hin, den Mann festzunehmen und nach dem Schlosse zu bringen. Die Soldaten wollten die Brüder ergreifen, doch die beiden Tiere sprangen hinzu und töteten sie. Der Diener sandte nun noch viel mehr

Soldaten aus, den Herrn des Tieres zu fangen. Aber die Tiere drangen wieder auf sie ein, töteten viele und trieben die anderen in die Flucht.

Da der alte König sah, daß die Brüder nicht mit Gewalt zu zwingen waren, machte er sich selbst auf, sie zu holen. Er sagte zu ihnen, sie sollten mit ihm auf das Schloß kommen. Er wollte sie als eigen annehmen, und sie sollten keine Not bei ihm haben. Die Brüder willigten ein und gingen mit. Sie wurden gleich an die königliche Tafel geführt und mußten am Mahle teilnehmen. Als die Prinzessin den ältesten Bruder erblickte, war sie sehr erfreut.

Während sie an der Tafel saßen, wurden allerlei Reden gehalten. So erzählte auch der Älteste, daß er ein Jäger sei. Er nahm dabei das Tuch und den Ring aus der Tasche und gab beides der Prinzessin. Der König, der dies bemerkt hatte, fragte sogleich, was das wäre. Die Prinzessin antwortete, Tuch und Ring gehörten ihr. Der König wollte darauf durchaus wissen, wo und wann sie diese Sachen dem Jäger gegeben hätte. Aber sie mochte keinen Bescheid geben, weil sie geschworen hatte. Doch der Jäger sprach: „Sie hat mir dies gegeben, als ich mit ihr im Drachenhause war und sie erlöste.“ „Mein Diener hat sie erlöst“, entgegnete der König. „er hat mir auch die Drachenköpfe gebracht.“ Rasch fragte der kühne Jäger: „Haben die Köpfe auch Zungen gehabt?“ Dann zog er die Zungen aus der Tasche und legte sie vor dem König auf den Tisch. Nun sagte auch die Prinzessin: „Dieser Jäger, der die Zungen aufweist, hat mich mit seinen Tieren erlöst.“ „Nenem“, fuhr sie, auf den Diener zeigend, fort, „mußte ich zuschwören, sonst wollte er mich totschießen.“

Da ergrimmete der König gar sehr und ließ den verlogenen Diener auf der Stelle totschießen. Mit dem Jäger, der die Prinzessin erlöst hatte, wurde noch an demselben Tage Vermählung gefeiert und er zum König in Portugal gekrönt. Sein Bruder und die Tiere blieben bei ihm und lebten herrlich und in Freuden. Und sie mögen auch heute noch leben.

12. Der Sack voll Wahrheit.

Ein König hatte eine einzige Tochter, die konnte er keinem Ebenbürtigen zur Frau geben, weil ihresgleichen an Reichtum

in seinem Lande nicht zu finden war. Daher wollte er sie mit dem geschicktesten Manne seines Landes verheiraten. Er ließ einen Befehl ausgehen, daß derjenige, der es sich unternehmen wollte, ein Schiff zu bauen, das auf der trockenen Erde und nicht nur im Wasser fahren könne, seine Tochter erhalten und die Krone erben solle.

Nun lebte damals in seinem Land ein ganz armer Mann, der hatte drei Söhne. Der älteste Sohn, der von dem Befehle des Königs gehört hatte, sagte zu seinem Vater: „Ich werde in den Wald gehen und Bäume zu dem Schiffe fällen.“ Er nahm eine Axt und etwas Essen, ging in den Wald und fing an, Bäume einzuschlagen. Um die Mittagszeit hungerte ihn, er nahm sein Brot vor und aß. Viele Bäume hatte er noch nicht abgehauen. Da kam ein alter Mann daher und bat ihn sehr, daß er ihm doch etwas von der Mahlzeit mitteilen sollte. Der Sohn sagte: „Ich habe nur für mich mitgenommen!“ Weil er ihm nichts gab, ging der alte Mann betrübt fort. Der Sohn fälltte sodann weiter. Als es Abend ward, sah er das abgeschlagene Holz an und dachte bei sich: „Da kannst du dich wohl zu Tode fällen, ehe du genug Holz zum Schiffe hast.“ Er ging nach Haus und sagte zum Vater: „Laß bauen, wer da will! Ich werde nicht mehr in den Wald gehen.“ Der zweite Sohn machte es ebenso wie der älteste.

Da sagte der jüngste Sohn: „Ich werde in den Wald gehen.“ Die anderen spotteten darüber, denn sie hielten ihn für ganz dumm. Er aber nahm Axt und Essen und ging in den Wald, Holz zu fällen. Auf Mittag nahm er sein Brot vor, sah sich seine Arbeit an, und es kam ihm auch nur wenig vor. Während er aß, kam der alte Mann wieder an und bat um etwas Speise. Der jüngste Sohn sagte: „Ich habe nur wenig mit, aber setz euch zu mir und esset, so viel euch beliebt.“ Nachdem sie gegessen hatten, bedankte sich der alte Mann herzlich, wünschte ihm viel Glück und alles Gute und ging davon. Der jüngste Sohn fälltte wieder weiter. Nun fiel auf jeden Hieb ein Baum, wenn er auch noch so groß war. Bis zum Abende schlug er viele, viele Bäume nieder. Am anderen Morgen fing er an, das Schiff zu bauen. In fünf Tagen war es fix und fertig, weil sich größtenteils alles von selbst baute. Auch fuhr das Schiff, wie verlangt war, auf der trockenen Erde.

Mit dem fertigen Schiffe segelte der jüngste Sohn fort, ohne daß sein Vater und seine Brüder etwas davon wußten. Wie er so dahinfuhr, sah er einen Hasen laufen. Der konnte wohl schon hundert Meilen weg sein, als ein Jäger zu Pferde angesprengt kam und nach ihm schoß. Der Jäger sah das seltsame Schiff, das auf der trockenen Erde schwamm, und wunderte sich nicht wenig darüber. Er bat den Schiffer, er möchte ihn mitnehmen. Der Schiffer willigte ein und fragte den Jäger, wonach er eigentlich geschossen hätte; denn der Hase konnte wohl schon hundert Meilen entfernt gewesen sein. „Denselben habe ich totgeschossen“, antwortete der Jäger, „ich hätte ihn auch getroffen, wenn er noch mehr Meilen weg gewesen wäre.“

Als sie weiterfuhren, kam ein Mann so schnell wie der Wind dahergelaufen. Wie er gegen das Schiff kam, fragte er sogleich, ob man ihn mitnehmen wolle. Der Schiffer nahm ihn auf und erkundigte sich, wohin er wollte. Der Mann sagte: „Ich war von meinem König ausgeschiedt und sollte in drei Tagen in ein fernes Land zu einem fremden Könige mit einem Briefe laufen und einen anderen Brief wieder mitbringen. Der Weg mag wohl an dreitausend Meilen weit gewesen sein. Nun bin ich zurückgekehrt und eile nach Haus. Aber dieses Schiff gefällt mir, und daher will ich mit euch reisen.“

Bald darauf trafen sie einen Mann, der hatte im heißen Sommer einen großen, dicken Pelz an und bat sehr, ihn doch mitzunehmen. Der Schiffer hielt an, nahm ihn auf und fragte, warum er im heißen Sommer einen Pelz trage. Der Mann entgegnete: „Wenn ich auch drei schwere Pelze an hätte, so würde mir doch nicht warm werden. Denn ich heiße Kalt und friere immer.“

Bei der Weiterfahrt sahen sie auf einer Wiese einen Mann liegen, der seinen Kopf auf ein dickes, eichenes Brett gelegt hatte und horchte. Als er das sonderbare Schiff sah, sprang er rasch auf und erkundigte sich, ob man ihn nicht auch mitnehmen wolle. Der Schiffer ließ ihn einsteigen und fragte, warum er den Kopf auf das Brett gelegt hätte. Der Mann jagte: „Ich habe durch das Brett gehört, wie das Gras wächst.“

Endlich kamen sie an den königlichen Hof. Der Schiffer ging zum Könige, während die anderen Leute auf dem Schiffe verblieben. Der König hörte mit großer Freude die Kunde von

der Vollendung des Schiffes und ging aus Neugierde hin, es zu besehen. Darauf nahm er den Schiffer auf das Schloß und sagte zu ihm: „Du bist ein geschickter Mann, aber für das Schiff allein werde ich dir meine Tochter nicht geben. Wenn du jedoch in meiner Probe dich noch geschickter zeigen wirst, sollst du die Tochter haben. Du sollst einen Brief zu einem fernem Könige tragen und mir einen anderen Brief mitbringen. Es muß dies aber in einem Tage von morgens 5 Uhr bis abends 7 Uhr geschehen, obwohl der Weg etwa tausend Meilen betragen wird, sonst darfst du nicht mehr nach meiner Tochter kommen.“

Der Schiffer ging traurig fort. Er kehrte auf sein Schiff zurück und erzählte den Männern, wie es ihm beim Könige gegangen wäre. Der Mann, der schnell wie der Wind laufen konnte, sprach zu ihm: „Sei nur getrost, ich werde den Brief besorgen!“ Am frühen Morgen ging der Schiffer zum Könige, holte den Brief ab und brachte ihn dem Manne. Dieser lief sogleich schnell wie der Wind fort. Am Abend um 5 Uhr ging der Schiffer aus, zu sehen, ob er bald käme, aber er sah nichts. Da bat er den Mann, der das Gras wachsen gehört hatte, er solle horchen, ob er schon komme. Er vernahm jedoch nichts. Nun mußte der Jäger kommen und einen Schuß tun. Der Schiffer meinte nämlich, wenn der Bote den Schuß höre, würde er schneller laufen. Nach einer Weile mußte der Mann wieder auf der Erde horchen. Er sagte: „Nun ist er gerade noch hundert Meilen entfernt.“ Bald darauf rief er: „Nun sind es noch fünfzig Meilen!“ Kaum hatte es der Schiffer vernommen, so war der Bote um 6 Uhr mit dem Briefe da.

Der Läufer gab dem Schiffer den Brief vom anderen König und sprach: „Nun mache dich ganz naß, laufe dich warm und eile geschwind zum König. Ihm klage deine große Not und erzähle, daß du dich bald tot gelaufen hättest. Du mußt alles sehr gewichtig machen, damit der König dir auch glaubt.“ Der Schiffer tat dies und lief schnell zum Könige. Dieser verwunderte sich über die Massen und befahl ihm, er solle morgen wieder kommen.

Am anderen Morgen sprach der König zu ihm: „Das war sehr viel von dir, aber wenn du noch eins bestehen wirst, sollst du meine Tochter haben. Ich werde einen großen Backofen heiß

machen lassen. Wenn du sechs Stunden darin aushalten wirst, soll dir meine Tochter gewiß sein. Auf Mittag komme her.“

Der Schiffer ging betrübt auf sein Schiff und erzählte alles. Als es der kalte Mann hörte, freute er sich und sprach: „Das werde ich tun, dann wird mir doch einmal warm werden, denn mir ist immer kalt.“ Am Mittage ging der Kalte in des Schiffers Kleidern hin. Er mußte in den glühenden Ofen hinein. Hinter ihm wurde der Ofen gut zugemacht, daß er nicht hinaus konnte. Als die sechs Stunden um waren, kamen die Diener, den Ofen zu öffnen. Der Kalte kam hervor und sagte: „Das war ziemlich warm!“ Der König war ganz erstaunt, als er hörte, daß der Mann noch lebe. Er ließ dem Schiffer sagen, er möchte morgen wieder zu ihm kommen.

Der Kalte eilte nach dem Schiff und hinterbrachte dem Schiffer des Königs Befehl. Er meinte, dieser solle dem Könige nur sagen, daß der Ofen ziemlich warm gewesen sei, und daß ihm die Kleider ganz verbraunt wären. Der König möchte nun auch ganz bestimmt sagen, ob er die Tochter bekommen könne oder nicht.

Der Schiffer ging am nächsten Morgen getrost auf das Schloß. Der König hieß ihn sich setzen und sprach: „Lieber Schiffer, mehr sollte ich eigentlich von dir nicht verlangen. Meine Tochter ist dir ganz gewiß. Aber weil doch alle guten Dinge drei sein müssen, so verlange ich noch, daß du mir einen Sack voll Wahrheit erzählen sollst.“ Der Schiffer antwortete: „Morgen werde ich erzählen“, ging auf sein Schiff und beriet mit den Männern, wie er es machen solle.

Schon am frühen Morgen stellte er sich beim König und begann zu erzählen: „Gnädigster König, als ich das Schiff baute, brauchte ich sehr viel Holz dazu. Man sollte all das Holz oder das ganze Schiff in den Sack stecken, dann würde schon etwas zu merken sein. Darnach fuhr ich fort und traf einen Hasen, der schon hundert Meilen fort sein konnte. Aber ein Jäger schoß ihn dennoch tot. Man sollte den Hasen, den Jäger und die hundert Meilen in den Sack dazu stecken, so würde noch mehr zu merken sein. Hierauf traf ich einen Läufer, der über dreitausend Meilen gelaufen war. Man sollte den Läufer und die dreitausend Meilen in den Sack stecken, dann würde es gewiß anschlagen. Auch begegnete ich einem Manne, dem immer kalt

war. Selbst in einem glühenden Backofen wurde ihm kaum warm. Man sollte den Mann und den glühenden Backofen in den Sack packen, dann würde er wohl bald voll sein. Endlich fand ich einen Mann, der das Gras durch ein starkes eichenes Brett wachsen hörte. Man sollte den Mann, das eichene Brett und die ganze Wiese mit dem Gras in den Sack schütten, dann würde wohl kaum noch etwas fehlen. Würde man schließlich mich, Eure Majestät und die Prinzessin mit dem ganzen Königreich in den Sack oben auf legen, so wäre er sicher voll.“

Der König mußte zugestehen, daß der Schiffer recht hatte. Er gab ihm seine Tochter zur Frau, und dadurch wurde der Schiffer zum Thronfolger erhoben. Nach des Königs Tode wurde er zum Könige gekrönt, bekam Szepter, Krone und Regierung über das ganze Königreich und lebte in Glück und Freude bis an sein Ende.

13. Der barmherzige Edelmann und sein Läufer.

Es war einmal ein westpreussischer Edelmann, der hatte ein sehr großes Gut und nur einen einzigen Sohn. Alle Leute meinten, daß er auch sehr reich wäre. Als der Edelmann starb, fanden sich aber sehr viele Schulden vor. Es kam soweit, daß das Gut vom Gerichte verkauft wurde. So bekam der Sohn nicht mehr vom Gut als vierzig Taler und ein altes gefatteltes Pferd. Er nahm das Pferd und das wenige Geld und ritt in die weite Welt.

Nach langer Zeit kam er in eine freie Reichsstadt undkehrte in einem Wirtshaus ein. Er sah die Wirtsleute weinen und fragte sie, warum sie so betriibt wären. Sie sagten ihm, der Statthalter sei so unbarmherzig. Wenn jemand bei ihm mit zehn Talern in der Schuld wäre, ließe er ihn gleich hinrichten. Auch am heutigen Tage sollte ein Mann von siebenzig Jahren gerichtet werden. Der barmherzige Edelmann fragte sogleich, ob dem armen Manne das Leben geschenkt werde, wenn er die Schuld für ihn bezahlen würde. Die Wirtsleute wußten das nicht.

Nach einer Weile führte man den armen Mann vorbei und nach dem Richtplatze hinaus. Der barmherzige Edelmann folgte ihm nach, fiel vor dem Statthalter nieder und bat ihn, er möchte dem armen Manne das Leben schenken, er wolle die Schuld

für ihn bezahlen. Der Statthalter aber sagte barsch: „Jetzt ist es zu spät.“ Der Edelmann bat weiter, er möchte ihn wenigstens begraben lassen. „Nein“, entgegnete der Statthalter, „jetzt kommt er auf's Rad.“ Immer dringender bat der Edelmann, er würde die Schuld sofort bezahlen, der Statthalter möchte ihn doch begraben lassen. Endlich entgegnete der Unbarmherzige: „Wenn du ihn selbst außerhalb der Grenze meines Landes begraben und die Schuld bezahlen willst, so soll er nicht auf's Rad kommen. Aber richten lasse ich ihn doch!“

Wie er gerichtet war, bezahlte der barmherzige Edelmann die Schuld, nahm Kopf und Leib, steckte beides in einen Sack, legte diesen auf sein Pferd und ritt über die Grenze des Landes in einen Wald. Auf einem Flecken, auf dem vier Linden in den vier Ecken standen, machte er Halt, nahm den Sack vom Pferde, legte ihn auf die Erde, zog seinen Hirschfänger heraus, grub damit in der Mitte, die eben und grün war, ein Grab, legte Kopf und Körper hinein, bedeckte beides mit dem Sack und scharfte das Grab zu. Dann belegte er das Grab mit Rasen, so daß es nicht zu kennen war, kniete nieder und betete, daß doch der alte Schuldner bei Gott zu Gnaden kommen möchte. Nach Verrichtung seines Gebets setzte er sich auf sein Pferd und ritt nach der Stadt zurück.

Als der Edelmann aus dem Walde kam, hörte er plötzlich hinter sich einen großen Knall. Erschrocken blickte er sich um und sah einen Läufer so schnell wie der Wind daherkommen. Der Läufer grüßte den Edelmann und sagte: „Gnädigster Herr, wollen Sie mich nicht in Dienst nehmen?“ Der Edelmann antwortete: „Ich kann keinen Läufer halten; denn ich bin ein ganz armer und schlechter Mensch und kein gnädiger Herr.“ Der Läufer setzte dem Edelmann so viel zu, bis sie endlich auf drei Jahre Vertrag machten. Was sie zusammen erwerben würden, das wollten sie sich teilen. Der Edelmann mußte absteigen und sogleich den Vertrag schreiben, da er in allen Sachen gut gelehrt war.

Damit war es Abend geworden. Der Edelmann setzte sich wieder auf sein Pferd und ritt weiter. Wie er ein Ende geritten war, sagte der Läufer zu ihm: „Hier in diesem Schlosse wollen wir zur Nacht bleiben.“ „Nein“, entgegnete der Edelmann, „hier bleibe ich nicht.“ Der Läufer meinte: „Hier kostet

es uns doch kein Geld.“ Dem Edelmann gefiel es wohl, aber er wußte nicht recht, was er tun sollte. Der Läufer sprach: „Ich werde hingehen, uns anmelden und um Nachtherberge bitten.“

Der Läufer ging hierauf zum Schloß. In demselben waren sieben Brüder verwünscht. Er betrat einen Saal und sah alle sieben Brüder um den Tisch sitzen und speisen. Der Läufer sprach: „Mein Herr läßt fragen, ob er nicht die Nacht über hier bleiben könnte.“ Der eine von den sieben Brüdern sagte: „Nein, hier nicht. Nicht weit im Wald ist ein Krug, da kann er bleiben.“ „Im Kruge kostet es Geld, und mein Herr ist arm“, erwiderte der Läufer. Sogleich stand der eine Bruder auf, ging nach der Wand, nahm eine Geldbörse aus dem Schrank, gab sie dem Läufer und sagte: „Die ist immer voll!“

Der Läufer eilte fort, verwahrte die Börse an einem sicheren Orte, kehrte nach dem Schlosse zurück und sprach: „Mein Herr läßt sich vielmals für die Geldbörse bedanken und nochmals demütiglich um Herberge bitten.“ Der andere Bruder sagte: „Er soll nach dem Kruge reisen.“ Der Läufer entgegnete: „Mein Herr hat gehört, daß im Walde viele Spitzbuben sein sollen und fürchtet sich.“ Da stand der andere Bruder auf, ging zum Wandschrank, gab ihm einen Mantel und sprach: „Wenn der Herr den Mantel anlegt, sieht ihn niemand.“

Der Läufer ging fort, legte den Mantel an den gleichen Ort, betrat abermals das Schloß und sagte: „Mein Herr läßt sich auch herzlich für den Mantel bedanken und wieder inständig um Herberge bitten. Mein Herr hat zu hören bekommen, daß im Walde viele unsaubere Geister sein sollen, darum fürchtet er sich.“ Nun stand der dritte Bruder auf, ging zum Wandschrank, reichte ihm ein Schwert und sagte: „Dies tötet alles!“

Der Läufer suchte seinen Herrn auf und sprach: „Gnädiger Herr, nun kommen Sie mit!“ Alsobald gingen beide in das Schloß. Die sieben Brüder waren schon zu sieben Geistern geworden und flohen im Saal umher. Der Herr erschrak darüber so sehr, daß er in Ohnmacht fiel. Der Läufer aber ermunterte ihn wieder, ergriff das Schwert, focht damit auf die Geister los und trieb sie alle sieben zum Fenster hinaus.

Am anderen Morgen sagte der Läufer zu seinem Herrn, daß sie nun weiter reisen wollten. Als der Herr zu seinem Pferde

kam, fand er weiter nichts als lauter kleine Stücke davon. Da erschrak er gar sehr und meinte traurig: „Wie soll ich's nun machen? Jetzt habe ich einen Läufer und muß zu Fuß gehen.“ Der Läufer tröstete ihn, er solle sich nicht ängstigen, es würde alles gut werden. Er ging durch sechs Ställe und fand im siebenten Stall ein Pferd, das den sieben Brüdern gemeinsam gehört hatte. Das Geschirr des Pferdes war von Gold und Silber. Dieses Pferd brachte er seinem Herrn. Der Edelmann setzte sich sogleich darauf und eilte fort. Der Läufer lief vor ihm her und zeigte ihm den Weg. Es ging aber alles so schnell wie der Wind.

Nicht lange darnach kamen sie in ein anderes Land nach der Residenzstadt. Der Läufer sagte zu seinem Herrn, er möchte etwas warten. Er würde inzwischen in die Stadt laufen und Wohnung bestellen. Er ging zum Könige des Landes und bat um die Erlaubnis, daß sein Herr in der Stadt herbergen könne. Dann mietete er ihn in einem Wirtshaus als Reisegraf ein und sollte für Tag und Nacht hundert Gulden geben. Darauf ging er zu seinem Herrn zurück und bat ihn, er möchte nun kommen, er habe schon eine Wohnung besorgt. Der Herr fragte ihn, was er dafür geben solle. Der Läufer sagte: „Für Tag und Nacht hundert Gulden.“ Da sprach der Herr: „Dann werde ich gar nicht in die Stadt kommen. Ich habe ja weiter nichts als dreißig Taler, damit kann ich in der Stadt nicht vier Wochen lang wohnen.“ Der Läufer meinte, er solle sich an nichts kehren und mitkommen. Wenn sie ihn fragen würden, wer er wäre, sollte er sagen, er sei ein Reisegraf. Damit war der Herr nicht einverstanden, aber da der Läufer wiederholt bat, er möchte in die Stadt kommen, es würde alles gut werden, reiste er hin und wurde wohl empfangen.

Am Abende kamen zwei andere Reisegrafen, ihn zu besuchen, weil sie gehört hätten, er wäre neu angekommen. Sie fingen an, Karten zu spielen, doch so, daß der Edelmann dreihundert Gulden verpielte. Das Geld wurde nicht gleich ausgezahlt, sondern in der Nacht gingen die fremden Reisegrafen in ihre Wohnungen zurück. Der Herr legte sich auch zur Ruhe, aber er konnte nicht einschlafen. Er dachte nur immer daran, wie er es machen werde, da er nicht bezahlen könne. Erst als es Tag wurde, schlief er ein.

Der Läufer stand heimlich auf, nahm die dreihundert Gulden aus der Gelbbörse und brachte sie den Reisegrafen. Nach der Rückkehr sagte er zu seinem Herrn, die Reisegrafen hätten ihre Bedienten hergeschickt und sagen lassen, sie bedanken sich freundlich für das Vergnügen, das sie bei ihm gehabt hätten, und er dürfe ihnen das Geld nicht bezahlen. Nun war der Herr wieder sehr froh.

Am nächsten Abende kamen zwei andere Reisegrafen, ihn zu besuchen und Karten zu spielen. Aber nun gewann der Herr vierhundert Gulden. Die Reisegrafen zahlten das Geld gleich aus und gingen in ihre Wohnungen. Am Morgen stand der Herr auf und erzählte alles seinem Läufer. Dieser sagte, er solle dem Wirt zweihundert Gulden geben und zweihundert Gulden behalten. Der Herr tat es und war ganz freudig.

Als der König erfahren hatte, daß wieder ein neuer Reisegraf in der Stadt angekommen sei, schickte er einen Bedienten hin und ließ ihn zum Mittagsmahl einladen. Er ließ ihm auch gleich mitteilen, daß er wiederholt Kriege geführt habe und immer geschlagen worden wäre. Schließlich konnte er sich nicht anders helfen, als einen Drachen zur Hilfe anzunehmen. Diesem Drachen hätte er aber seine einzige Tochter versprechen müssen. Kein anderer als ein Reisegraf könne die Prinzessin erlösen.

Der Herr wußte nicht, was er tun sollte und fragte seinen Läufer um Rat. Dieser sagte, er solle nur ruhig hingehen. Indem der Herr sich aufmachte, zum Könige zu gehen, nahm der Läufer rasch den Mantel und das Schwert unter den Mantel und ging mit, ohne daß ihn jemand sehen konnte.

Nachdem das Mahl genossen war, fragte der König den neuen Reisegrafen, ob er es übernehmen wolle, die königliche Prinzessin von dem Drachen zu erlösen. Wenn er sie erlösen würde, sollte er sie zur Gemahlin bekommen und König werden. Der Reisegraf beehrte eine Stunde Bedenkzeit. Der König bewilligte sie ihm gern und entließ ihn. Dieser ging in das Vorstloß, um sich die Sache zu überlegen. Dort zeigte sich ihm der Läufer, und er fragte ihn, was er tun solle. Der Läufer antwortete, er solle dem Könige sagen, daß er die Erlösung der Prinzessin übernehmen wolle.

Hierauf trat der Reisegraf wieder vor den König und wurde von ihm sogleich befragt, ob er sich bedacht hätte. Er sagte:

„Ja, ich habe mich entschlossen, daß ich die Prinzessin erlösen will.“ Da war der König sehr froh, und sie fingen alle ein großes Gelage an.

Gegen Abend wurde der Reisegraf in eine Stube geführt und legte sich schlafen. Der Läufer ging unbemerkt mit und schloß die Thür ab. Um Mitternacht kam der Drache wie ein großer rasender Wind an und begehrte Einlaß. Der Läufer machte die Thür auf und sprach: „Sacht, sacht, mein Herr schläft!“ Der Drache sagte: „Zu dem will ich eben hin.“ Der Läufer entgegnete: „Mach' es erst mit mir aus! Wenn du mit meinem Herrn anfängst, dann geht's dir gar nicht gut.“ Er nahm das Schwert, focht mit dem Drachen und schlug ihm den Kopf ab. Sogleich verschwand der Drache. Der Läufer warf den Kopf unter das Bett und ging zur Ruhe.

Des Morgens erwachte die Prinzessin, öffnete die Stube und sah, daß der Reisegraf noch lebte. Sie eilte zum König und erzählte es ihm. Dieser freute sich sehr und meinte, daß schon über zweihundert Reisegrafen da gewesen wären, die das nicht durchgemacht hätten. Sie seien am Morgen immer tot gewesen. Inzwischen weckte der Läufer seinen Herrn und sagte zu ihm, wenn er zum Könige komme, solle er nur dreist reden. Er müsse sagen, daß er gewaltig gekämpft, und daß es ihm einen großen Schweiß gekostet habe, dem Drachen den Kopf abzuhauen.

Der Herr tat es, und der König war darüber sehr froh. Sie fingen wieder ein fröhliches Gelage an, wie zuvor. Am Abende mußte der Reisegraf abermals sich in derselben Stube zur Ruhe begeben. Um Mitternacht kam der Drache von neuem angefaßt und wollte den Reisegrafen töten. Der Läufer öffnete die Thür und sagte: „Sacht, sacht, mein Herr schläft!“ Der Drache entgegnete: „Zu dem will ich eben hin.“ Der Läufer sprach: „Mach' es erst mit mir aus! Wenn du mit meinem Herrn anfängst, dann geht es dir gar nicht gut.“ Er focht wieder auf den Drachen los und hieb ihm den linken Arm ab. Während rief der Drache: „Jetzt ist es mit dir aus! Nun muß dein Herr selber kommen und mir den mittelsten Finger der rechten Hand abhauen, an dem der Ring der Prinzessin steckt.“ Damit fuhr er fort. Der Läufer warf den Arm unter das Bettgestell und legte sich schlafen.

Am Morgen kam die Prinzessin wieder sehen, ob der Reisegraf noch lebe. Voller Freuden lief sie zum König und erzählte es ihm. Der Läufer weckte rasch seinen Herrn auf und sagte ihm, in der folgenden Nacht müsse er selber kämpfen. Dem Könige soll er aber berichten, daß es ihm noch viel mehr Schweiß gekostet habe, dem Drachen den linken Arm abzuhaueu.

Das tat der Herr auch und erzählte dem Könige, wie hart er gekämpft habe. Nun begann von neuem das fröhliche Gelage und dauerte bis zum Abende. Dann mußte der Reisegraf zum dritten Male dieselbe Stube aufsuchen. Er ängstigte sich sehr und konnte nicht schlafen. Um Mitternacht sagte sein Läufer zu ihm: „Gnädiger Herr, nun stehen sie auf, es ist schon Zeit!“ Er stand auf, konnte aber vor Angst kein Wort sagen. Als der Drache mit brausendem Wind ankam, fiel der Herr in Ohnmacht. Der Läufer sagte: „Sacht, sacht!“ und richtete seinen Herrn auf. Indem er die Thür aufmachte, ließ der Herr das Schwert aus der Hand fallen. Der Läufer nahm geschwind den Mantel um und ergriff, weil der Herr aus Furcht das Schwert nicht halten konnte, dasselbe mit des Herrn Hand, focht tapfer los und hieb dem Drachen den mittelsten Finger der rechten Hand mit dem Ring ab. Der Drache sprach: „Nun hast du sie erlöst. Nimm sie hin in Frieden!“ Damit verschwand er. Der Läufer sagte jedoch, jetzt solle er gut beim Könige reden. Der Herr aber konnte nichts antworten, sondern ging nach dem Bett und legte sich nieder.

Am anderen Morgen erschien die Prinzessin zum drittenmal, um nach dem Reisegrafen zu sehen. Als sie ihn am Leben sah, holte sie schnell den König selbst herbei. Der Reisegraf berichtete dem Könige: „Diese Nacht war ich von dem gewaltigen Kampfe schon mehr tot als lebendig. Ich habe aber doch den Drachen überwältigt und ihm den mittelsten Finger mit dem Ring abgehauen. Nun bin ich noch ganz krank und kann nicht gleich aufstehen.“

Nach einiger Zeit stand der Reisegraf auf und ging mit dem Finger und dem Ringe zum König. Er wurde voller Freuden vom König und der Prinzessin empfangen. Der König ließ gleich einen großen Ball anrichten und lud sehr viele Edelleute dazu ein. Als sie alle beisammen waren, mußte der Priester kommen und die Prinzessin mit dem Reisegrafen,

der sie erlöst hatte, trauen. Wie dies geschehen war, wurde er auch gleich zum Könige gekrönt.

Wo nun zwei zusammen sind, findet sich zuweilen auch das Dritte. Die Königin gebar, wie ihre Zeit kam, einen jungen Prinzen. Nun war die Freude am königlichen Hofe sehr groß.

Der Läufer blieb bei seinem Herrn, bis die drei Jahre um waren. Nach dieser Zeit kam er mit dem Vertrage zum König und sprach: „Euer Königliche Majestät, mein Vertrag ist aus und die Zeit verfloßen. Jetzt will ich meine Straßen wandern und verlange meinen Teil.“ Der König sagte: „Lieber Läufer, ich will dir schon gern mein halbes Königreich geben.“ „Damit bin ich aber nicht zufrieden“, entgegnete der Läufer, „ich will auch den halben Prinzen haben.“ „Nein“, rief erschreckt der König, „lieber gebe ich mein ganzes Königreich!“ Der Läufer antwortete fest und bestimmt: „Was in meinem Vertrage steht, das muß ich haben.“

Da der König einsah, daß er es nicht anders machen konnte, mußte die Amme das Kind bringen. Der Läufer sollte es teilen. „Nein“, sagte er, „er ist der Vater, er muß es tun. Will er es nicht tun, dann geht es ihm nicht gut!“ Der König konnte sich nicht anders helfen, weil es im Vertrage stand. Er nahm also das Schwert und wollte zuhauen. Wie er das Schwert in die Höhe schwang, blieb der Arm oben stehen, und er konnte ihn nicht hinunterlassen. Der Läufer nahm ihm das Schwert ab und sprach: „Euer Königliche Majestät, ich verlange nichts, und ist es mir auch zu nichts nütze. Hier ist ein Mantel. Wer den anlegt, der ist unsichtbar. Hier ist auch ein anderes Schwert. Das schlägt alles, und wenn es auch der Teufel wäre, nieder. Und hier ist endlich eine Geldbörse. Die ist immer voll und niemals leer. Ich bin derjenige, für den Euer Majestät einst die zehn Taler gegeben haben.“ Damit verschwand er vor seinen Augen und ward nicht mehr gesehen.

14. Der Geldstrumpf.

Es war einmal ein reicher Bauersmann im Werder, der lebte mit seiner Frau sehr glücklich und zufrieden. Sie hatten reichlich zu essen und zu trinken und waren auch gesund, aber sie hatten keine Kinder.

Eines Tages saßen sie beide zusammen und sprachen wieder untereinander, wenn Gott ihnen doch ein Kind schenken möchte. Wie sie so im Gespräche waren, trat eine Zigeunerin in die Stube und bat um eine kleine Gabe. Der Bauer gab ihr ein paar Groschen. Als die Zigeunerin die Gabe empfangen hatte, sollte er ihr seine Hand zeigen, damit sie ihm daraus wahr sagen könne. Der Mann aber weigerte sich, ihr die Hand zu geben. Da sie jedoch immer mehr um die Hand bat, so hielt er sie endlich hin. Die Zigeunerin las aus seiner Hand heraus, daß es ihm noch sehr schlecht gehen werde. Sie fragte daher den Bauersmann, ob es ihm lieber in seinen jungen Jahren schlecht gehen solle, oder dann, wenn er schon alt sei. Die Frau des Bauern, die alles angehört hatte, sagte: „Es soll ihm dann schlecht gehen, wenn er noch rüstig ist.“ Damit ging die Zigeunerin fort. Die beiden Leute dachten über ihr Schicksal nach, was ihnen wohl noch begegnen würde.

Es war kaum ein Jahr verflossen, da zog über die Weichselniederung, in der der Bauersmann wohnte, ein schweres Gewitter auf. Der Blitz schlug in das Haus des Bauern ein und zündete. All sein Hab und Gut verbrannte. Jetzt dachte der Bauersmann an die Worte, die ihm die Zigeunerin gesagt hatte. Er verkaufte sein Land und wollte sich ein kleines Grundstück kaufen. Aber es vergingen mehrere Jahre, und das Geld wurde alles ausgegeben, so daß sie schließlich Betteln gehen mußten.

Eines Tages kamen sie auf ihrem Bettelgang in einen großen Wald. Sie waren sehr hungrig und müde. Daher setzten sie sich im Walde nieder. Der Mann schlief bald ein, während die Frau über ihr trauriges Schicksal nachdachte und weinte. Da kam ein vornehmer Herr in einer prächtigen Kutsche des Weges daher gefahren. Die Frau war schön von Angesicht und gefiel dem fremden Herrn. Der Kutscher hielt still, und der Herr fragte die Frau, wer sie wären. Sie erzählte nun ihr Schicksal. Als der Bettler erwachte, erkundigte sich der vornehme Herr in der Kutsche daruach, ob er seine Frau verkaufen wolle. Es würde ihr gut gehen, und er hätte doch wenigstens Geld, daß er sich ernähren könne. Nach langem Hin- und Herreden wurden sie schließlich handelseinig. Der Bettler verkaufte dem Herrn seine Frau für fünfzig Taler. Da er keinen Beutel zum Gelde hatte, gab ihm die Frau einen weißen Strumpf dazu.

Dann nahm sie Abschied von ihrem Mann und fuhr mit dem fremden Herrn davon.

Der Bettler grämte sich sehr, daß er nun allein war. Er legte den Geldstrumpf auf seine Brust und schlief schließlich wieder ein. Als er nach langer Zeit aufwachte, war das Geld fort. Nun ging es ihm erst recht schlecht. Er wanderte immer weiter und weiter und kam endlich auf ein großes Gut. Hier vermietete er sich als Schweinehirt. Mehrere Jahre diente er für einen kärglichen Lohn. Oft aß er von dem Futter der Schweine, denn er bekam nicht einmal satt zu essen.

An einem schönen Sommertage trieb der arme Schweinehirt mit den Schweinen auf das Feld. Einige Gutsleute deckten gerade das Scheunendach ab und warfen das Storchnest herunter. Hierbei fanden sie einen weißen Strumpf mit fünfzig Talern. Der Verwalter des Gutes stand dabei und nahm den Geldstrumpf an sich. Der Schweinehirt, der alles gesehen hatte, verlangte das Geld, weil es ihm gehöre. Aber der Inspektor trieb ihn mit Peitschenhieben fort. Dabei entstand ein großer Lärm auf dem Hofe, so daß schließlich die gnädige Frau erschien und fragte, was da wäre. Der Verwalter erzählte ihr, daß der Lump, der Schweinehirt, das gefundene Geld haben wolle. Die gnädige Frau befah den Strumpf mit dem Geld und merkte bald, daß es ihr Strumpf sei, den sie einst ihrem früheren Manne gegeben hatte. Nun erkannten sie sich und waren sehr froh.

Der vornehme Herr, der die Frau für fünfzig Taler gekauft hatte, war bald gestorben und hatte ihr ein großes Gut und viel Geld hinterlassen. Daher nahm die Frau den Schweinehirten wieder als ihren Mann an und jagte den Inspektor sofort weg. Von der Zeit an lebten nun beide sehr glücklich bis an ihr Ende.

15. Das Wunderpferd.

In einem armseligen Dorfe der Tucherer Heide lebte einst ein ganz armer Mann, dem waren alle Leute gram. Weil er gerecht war und die andern gern sahen, wie sie nur etwas Unrechtes tun konnten, mochte ihn niemand leiden. Eines Tages gebar seine Frau einen Sohn. Nun wußte der arme Mann nicht, wen er zum Gevatter bitten sollte, da ihm alle zürnten. So ging er schließlich auf die Straße und sann darüber nach, wie er wohl das Kind getauft bekomme.

Da kam ein alter Mann daher und fragte ihn, warum er so betrübt sei. Der arme Mann erzählte, wie es ihm gehe. Der fremde Mann hatte Mitleid und sprach: „Wenn es nicht anders sein kann, so werde ich Gevatter stehen und mit dem Sohne zum Priester gehen.“ Er fragte auch den Vater, wie das Kind heißen solle. Der Vater entgegnete, er möge ihm einen Namen geben, wie er wolle.

Der fremde Mann nahm das Kind und sagte: „Es soll Tren heißen.“ Dann ging er zum Priester und ließ das Kind auf diesen Namen taufen. Nach der Rückkehr bewirtete der Vater des Kindes den fremden Mann, so gut er konnte. Der arme Mann besaß ein kleines Stallchen, das leer stand. Der fremde Mann nahm den Schlüssel, schloß den Stall zu, gab den Schlüssel dem Vater und sagte, er solle den Stall bei Verlust seines Lebens nicht eher aufschließen, bis der Sohn fünfzehn Jahre alt sei. Als dann solle er den Stall aufmachen und was darin ist, dem Sohne geben, damit er in die Welt wandere. Darauf wünschte der fremde Mann dem Vater, der Mutter und dem Sohne vielen Segen und alles Glück und ging fort.

Der arme Mann tat so, wie ihm gesagt war. Als der Sohn fünfzehn Jahre alt war, sagte der Vater zu ihm: „Komm mit in den Stall und sieh, was dir beschert ist!“ Der Vater schloß den Stall auf. Sie fanden ein gefattesttes Pferd mit schönem Geschirre darin. Der Vater sprach: „Dieses ist dein Geschenk, mit dem sollst du in die weite Welt wandern.“

Tren nahm denselben Tag das Pferd und ritt fort bis in ein anderes Königreich. Er kam in einen großen Wald und ritt drei Tage darin umher. Als er so dahinritt, fand er eine Feder, die noch weit schöner als eine goldene war. Er stieg ab und nahm die Feder auf. Plötzlich fing sein Pferd an zu reden und sprach: „Laß die Feder liegen, die wird dich in großes Unglück bringen!“ Tren glaubte dem Pferde nicht und meinte, wie kann die Feder Unglück bringen. Weil sie ihm gefiel, nahm er sie mit und ritt seine Straßen.

Nach einer Weile kam er aus dem Wald und gelangte an einen großen See. Dort sah er auf dem Strand einen kleinen Fisch liegen. Er stieg ab und wollte den Fisch nehmen, um ihn sich, wenn er zu Lenten käme, zu braten. Der Fisch sprach: „Lieber Tren, hilf mir aus meiner Not und wirf mich ins

Wasser zurück! Wenn du wirst in Not sein, kann ich dir vielleicht auch helfen.“ Treu besah sich den Fisch, weil er reden konnte, und merkte, daß er eine kleine Krone auf dem Kopfe trug. Er fragte ihn, was für ein Fisch er sei, da er eine Krone trage. Der Fisch antwortete: „Ich bin der König aller Fische.“ Als das Treu hörte, warf er den Fisch ins Wasser, stieg auf sein Pferd und ritt weiter.

Treu erreichte nun eine große, schöne Stadt, welche die Residenz des Königs war. Er hielt vor einem Wirtshaus an, brachte sein Pferd in den Stall, ging hinein und ließ sich zu essen und zu trinken geben. Die Wirtskleute wurden die schöne Feder an seinem Busen gewahr. Weil sie eine solche Feder noch niemals gesehen hatten, meldeten sie es heimlich dem Könige. Der König ließ sofort Treu mit der Feder holen und fragte ihn, woher er die Feder hätte. Er sagte: „Ich habe sie gefunden.“ Der König glaubte es nicht und befahl, er solle ihm bei Verlust seines Lebens den Vogel herbeischaffen, von dem die Feder sei. Treu dachte bei sich: „Das Pferd sagte es mir, aber ich wollte es nicht glauben.“ Traurig ging er zu seinem Pferd und klagte ihm, was der König ihm aufgegeben hätte. Das Pferd sprach: „Ich habe dich gewarnt. Warum ließeest du die Feder nicht liegen! Wie wirst du es nun machen?“ Treu antwortete: „Ich weiß mir keinen Rat zu geben.“ Da sagte das Pferd: „Du heißest Treu. Wenn du mir treu sein wirst, will ich dir in diesem Falle Rat geben. Zunächst gehe zum König und sage ihm, wenn er dir ein Schiff mit zugehörigem Zeuge, Proviant auf ein Jahr und mit den erforderlichen Leuten verschaffen will, dann würdest du es wagen, aber sonst nicht.“

Treu ging zum König und berichtete ihm alles. Der König sagte: „Es soll wohl geschehen, wenn du mir nur den Vogel bringst. Geschieht es nicht, so ist dein Leben verwirkt.“ Er ließ sogleich das Schiff bauen, verjah es mit Proviant auf ein Jahr, besetzte es genügend mit Leuten und schickte zu Treu, er solle nun kommen, es sei alles bereit. Treu wußte wieder nicht, was er machen sollte. Er ging zu seinem Pferd und fragte um Rat. Das Pferd sprach: Besteige das Schiff und fahre auf dem großen See dahin. Mit der Zeit wirst du an eine Insel kommen. Dort steht ein großes Schloß. Gehe in das Schloß,

dann wirst du im mittelsten großen Saale den Vogel in einem Käfige, der an einer goldenen Kette hängt, finden. Den Käfig löse los und reise deiner Wege. Nimm aber sonst nichts mit!"

Jetzt machte sich Treu auf und fuhr mit dem Schiffe fort. Nach langer Fahrt kam er zu der Insel, ging in das Schloß und fand auch den Vogel im Saal. In dem Schlosse wohnte eine Prinzessin mit ihrem Hofstaat. Er konnte aber zu keiner anderen Zeit hinein kommen, als zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts; dann schlief alles. Treu wollte die goldene Kette, an der der Käfig hing, gern mitnehmen, aber er konnte sie nicht aushaken. So nahm er denn den Vogel im Käfig und wollte gehen. In einem prächtigen Saale schlief die Prinzessin mit ihrer Bedienung. Treu sah zufällig die Pantoffeln der Prinzessin unter dem Bette stehen. Weil sie dermaßen schön waren, wie er sie noch nie gesehen hatte, nahm er einen Pantoffel mit und kehrte auf sein Schiff zurück. Dann fuhr er mit dem Vogel zum Könige.

Als er an das Land kam und den Vogel dem König ablieferte, wurde dieser den Pantoffel im Busen gewahr. Er fragte sofort, woher er ihn hätte. Treu sagte, er hätte ihn unterwegs gefunden. Der König glaubte es nicht und befahl ihm, er solle bei Verlust seines Lebens diejenige herbeischaffen, die den Pantoffel bisher getragen, da er noch niemals einen solchen Pantoffel gesehen habe. Treu ging wieder sehr traurig heim und fragte sein Pferd um Rat. Das Pferd sprach: „Habe ich dir nicht befohlen, daß du nichts weiter mitnehmen solltest als den Vogel? Warum hast du das nicht befolgt?“ Er erschrak sehr und konnte nichts darauf jagen. Da hatte das Pferd Mitleid und sagte: „Diesmal werde ich dir noch Rat geben, aber nun gehorche!“ Treu versprach folgsam zu sein, und so sprach das Pferd weiter: „Gehe wieder zum König und sage ihm, wenn du die Jungfer verschaffen sollst, die den Pantoffel getragen hat, so muß er dir ein viel herrlicheres Schiff bauen lassen, als zuvor. Es soll aber auch prächtig ausgestattete Stuben und ausreichend Proviant auf lange Zeit haben. Wenn du dann in das Schloß kommst, so halte dich so lange darin auf, bis die Prinzessin erwacht. Sie wird dich fragen, wer du seist. Dann antworte, du seist der Kapitän eines großen Schiffes und wärest unverhofft hier eingetroffen. Sie wird dich darauf wohl aufnehmen und dir alle ihre Stuben zeigen. Du zeige dich auch freundlich und gehe

mit ihr umher. Darnach aber bitte sie höflich, sie möchte auch mit in dein Schiff kommen und deine Stuben beschauen. Als-
dann fahre mit ihr rasch fort nach Hause.“

Treu eilte zum König, alles zu fordern. Der König gestand es ihm zu und ließ es anschaffen, wie er es haben wollte. Als alles fertig war, fuhr Treu nach der geheimnisvollen Insel hinüber. Er ging zwischen 11 und 12 Uhr ins Schloß. Die Prinzessin erwachte und fragte gleich, wer er wäre. Treu sagte, er sei der Kapitän eines großen Schiffes und wäre unverhofft hier eingetroffen. Die Prinzessin nahm ihn nun gut auf und führte ihn durch alle ihre Säle. Er wunderte sich sehr darüber und nötigte sie, auch in sein Schiff zu kommen. Sie ging mit ins Schiff und beschaute alle Stuben. Indessen fuhren die Leute geschwind mit dem Schiffe weg. Als die Prinzessin nach ihrem Schlosse zurückkehren wollte, merkte sie, daß sie schon auf weiter See waren. Sie hatte vorher in ihrem Schloß alle Türen abgeschlossen und die Schlüssel mitgenommen. Nun warf sie die Schlüssel vor Ungeduld durchs Fenster in den tiefen See. Treu tröstete die Prinzessin und sagte ihr, es solle ihr alles Gute widerfahren.

Nach beschwerlicher Fahrt kamen sie glücklich zum Könige. Der war sehr froh. Weil er keine Gemahlin und keinen Thronfolger hatte, vermählte er sich bald mit der Prinzessin. Der alte König war nun voller Freuden, seine Gemahlin aber war beständig betrübt. Eines Tages fragte der König seine Gemahlin, warum sie sich immer so betrübt sei. Sie gab zur Antwort: „Ich kann nicht eher eine vergnügte Stunde haben, bis ich mein Schloß habe.“ Der König ließ sogleich Treu holen und sagte zu ihm: „Meine Gemahlin kann nicht eher eine vergnügte Stunde haben, bis sie ihr Schloß hat. Jetzt mußt du mir bei Verlust deines Lebens auch noch das Schloß schaffen!“ Treu wußte nicht Antwort zu geben, sondern ging zu seinem Pferd und fragte um Rat. Das Pferd sprach: „Gehe zum König und sage ihm, daß er dir aber jetzt ein solches Schiff bauen lassen solle, das oben ganz flach sei. Auch müsse es so groß und breit sein, daß es soviel tragen könne, wie zehn andere Schiffe. Außerdem solle er noch zwei andere Schiffe beschaffen lassen, dazu Leute, Werkzeug und Proviant auf sehr lange Zeit.“

Treu tat es und berichtete dem Könige alles. Der König ließ hierauf die Schiffe bauen, wie sie verlangt waren. Als alles fertig war, nahm Treu die Schiffe mit dem Proviant und eine sehr große Menge Menschen, worunter viele Maurer und auch Zimmerleute waren, und fuhr fort. Auf der Insel angekommen, untergruben sie die Mauern des Schlosses, legten große Schrauben an und schraubten das ganze Schloß auf das Schiff. Dann fuhren sie zum Könige zurück. Niemand war froher als der König. Er wollte das Schloß der Prinzessin gern neben dem seinigen haben. Aber wegen der anderen Häuser konnte es dort nicht hingebracht werden und mußte vor die Stadt gezogen werden.

Das Schloß der Prinzessin, seiner Gemahlin, war mehr als noch einmal so groß als das des Königs, auch war es viel schöner. Nachdem die Maurer und Zimmerleute mit der Aufstellung fertig waren, wollte der König mit seiner Gemahlin das Schloß gern besuchen. Erst jetzt fiel es der Königin ein, daß keine Schlüssel dazu seien. Sie erzählte, daß sie die Schlüssel in den weiten See geworfen hätte, aus dem sie keiner bekommen könne. Der König ließ Schlosser kommen, um die Türen aufzumachen. Zuerst kamen die Schlosser aus der Stadt und versuchten es, aber keiner war so klug und geschickt, um auch nur ein einziges Schloß öffnen zu können. Da sie es nicht verstanden, schickte der König in seinem ganzen Land umher und ließ alle klugen Schlosser kommen, schließlich auch aus fremden Ländern sehr viele, aber keiner verstand es. So wußte er sich nicht anders zu helfen, als Treu zu Hilfe zu rufen. Dieser lebte am königlichen Hof und wurde vom König sehr geliebt, weil er durch ihn sehr glücklich geworden war. Daher sprach der König zu ihm: „Lieber Treu, kannst du mir noch die Schlüssel zum Schlosse verschaffen, weil kein Schlosser zu öffnen vermag, so sollst du von mir dereinst Krone und Regierung erlangen.“

Das gefiel Treu, aber er wußte sich nicht zu helfen. Er ging daher zu seinem Pferd und fragte um Rat. Das Pferd sprach: „Hast du schon vergessen, was dir der kleine Fisch am See sagte?“ Nun fiel es ihm wohl ein, doch meinte er, es wäre zu weit, um bis an den See zu gehen. Das Pferd entgegnete: „Dann kannst du ja reiten.“ Treu setzte sich auf sein

Pferd und ritt an den See. Als er an die Stelle kam, wo er den Fischkönig ins Wasser geworfen hatte, rief er:

„König aller Fische,
komm an diesen Ort!“

Raum hatte er die Worte gesagt, so erschien der Fischkönig und fragte: „Lieber Treu, in welcher Not bist du und was verlangst du von mir?“ Treu antwortete: „Ich verlange von dir die Schlüssel, die die Prinzessin der Insel in den See geworfen hat.“ Der Fischkönig sagte ihm, er solle in den Krug gehen, der nicht weit von diesem Orte wäre, und sich dort etwas aufhalten. Er würde mit seinen Untertanen nach den Schlüsseln suchen. Sollten die Schlüssel im See sein, wollte er sie auch schaffen. Treu ging in den Krug und wartete. Nach einiger Zeit kehrte er an den See zurück. Da kamen die Hechte und alle Fische, die schnell schwimmen, und brachten nichts. Treu war traurig und sagte zum Fischkönige: „Sie werden die Schlüssel wohl nicht finden.“ Dieser entgegnete: „Diese Fische schwimmen schnell und nur oben. Die anderen Fische, die noch nicht hier sind, schwimmen auf dem Grunde, sie werden die Schlüssel schon finden.“ Darauf kehrten Schleie und andere Fische, die den Grund abgesehen hatten, zurück und brachten auch nichts. Der Fischkönig tröstete Treu: „Sie sind noch nicht alle.“ Endlich kam ein großer Fisch mit den Schlüsseln an. Treu nahm sie in Empfang, bedankte sich sehr schön und ritt freudig zum Könige zurück. Nun schlossen der König und die Königin alle Türen auf, gingen hinein und besahen sich alle Stuben und Säle. In seiner großen Freude sprach der König zu Treu, der auch dabei war: „Lieber Treu, ich bin schon alt, und du sollst mein Thronfolger sein und von mir die Regierung übernehmen. Von heute über vier Tage komme wieder in dieses Schloß; alsdann werde ich dir die Krone aufsetzen und Zepter und Regierung übergeben!“

Darüber war Treu sehr verwundert und erzählte es seinem Pferde. Dieses sagte: „Es wird nicht so geschehen, wie der König gesagt hat.“ Am anderen Tage erkrankte der König plötzlich, so daß er weder stehen noch gehen konnte. Er konnte also seine Zusage an Treu nicht erfüllen. Nach vier Wochen starb der alte König, und es mußte das ganze Volk um ihn trauern. Nachdem die Trauerzeit um war, wurde Treu zum Könige ge-

krönt und übernahm die Regierung des Landes. Daruach vermählte er sich mit der Königin, die er als Prinzessin selbst erlöst hatte, und lebte glücklich und zufrieden.

Eines Tages wollte Treu, der junge König, auf die Jagd reiten. Das Pferd sprach zu ihm: „Über eine Stunde laß den Diener mit drei Pferden nachkommen.“ Der König fragte: „Warum wohl, es ist durchaus nicht nötig!“ Das Pferd antwortete: „Du hast mir ja immer gefolgt und wirst es doch auch jetzt tun.“ So wurde der Diener bestellt, und der König ritt in den Wald, fröhlich zu jagen. Plötzlich blieb das Pferd stehen und sagte zum Könige: „Nun steige ab und schieße mich tot. Ich habe dir lange genug gedient.“ Er entgegnete erstannt: „Das werde ich nicht tun, ich kann dir nicht das Leben nehmen, da es meine größte Pflicht ist, dir dankbar zu sein.“ Das Pferd aber blieb dabei: „Du mußt es tun. Du bist mir doch immer treu gewesen und mußt auch jetzt deine Treue beweisen. Wenn du es nicht tust, dann mußt du sterben. Erfüllst du mir aber die Bitte, so wird es dir immer wohl gehen.“ Der König wußte sich nicht anders zu helfen, nahm sein Gewehr zur Hand und schoß mit weggewandtem Gesichte das Pferd tot. Nachdem dies geschehen war, stand augenblicklich ein Mann vor ihm und sprach: „Lieber Treu, ich habe lange, lange Zeit gewandert, ehe ich zu diesem Orte kam. Jetzt hast du mich auch erlöst. Ich bin der Bruder der früheren Prinzessin, deiner Gemahlin. Ich habe lange umherreisen müssen, ehe ich dich fand. Ich bin derjenige, der dich über die Taufe gehalten hat. Nach dem Verlaufe der fünfzehn Jahre habe ich dir als Pferd treu gedient und dir Rat und Hilfe geleistet, meine Schwester auf der Insel zu erlösen.“ Nun waren sie beide hoch erfreut. Als der Diener mit den Pferden ankam, wunderte er sich nicht wenig, daß der König kein Pferd hatte und mit einem fremden Manne sprach. Er lieferte zwei Pferde ab, und der König ritt mit seinem Schwager sogleich nach dem Schloß zurück. Die Königin erkannte ihren Bruder nicht gleich, aber der König erzählte ihr die ganze Geschichte, die ihm begegnet war. Da waren sie alle voller Freude, daß sich alles so wunderbar geschickt hatte und sie zusammengekommen waren.

Der König dachte in seinem Glück auch an seine Eltern, ob sie wohl noch leben würden. Er schickte Briefe hin, sich zu

erkundigen. Als er es in Erfahrung gebracht hatte, jandte er Fuhrwerke hin und ließ seine armen Eltern an den königlichen Hof holen. Nach ihrem Eintreffen nahm er sie wohl auf und erzählte ihnen, wie es ihm so wunderbar gegangen wäre. Der König behielt seine Eltern ihr Lebtag bei sich. Seine Gemahlin bekam auch einen jungen Prinzen, und nun lebten sie alle voller Freuden bis auf den heutigen Tag.

16. Der kluge Müller.

Ein westpreußischer Edelmann hatte auf seinen vielen Gütern einen Pfarrer, der schon bei Jahren war. Der Pfarrer hatte viel den Mond und die Sterne beobachtet, konnte das Wetter voraus sagen und prophezeite den Leuten gern. Viele kamen zu ihm und fragten ihn, was geschehen wird, und hielten ihn für sehr klug und hochgelehrt.

Der Edelmann ärgerte sich darüber, daß der Pfarrer für klüger als er selbst gehalten wurde, ließ ihn vor sich kommen und sprach zu ihm: „Ich habe gehört, daß er sehr klug sei, daher soll er mir vier Fragen beantworten. Kann er das, so will ich ihn auch für klug halten. Vermag er es nicht, so ist er sehr dumm und muß meine Güter verlassen. Die Fragen lauten: 1. Welches ist der Mittelpunkt der Erde? 2. Was denke ich? 3. Wieviel bin ich wert? 4. Was glaube ich?“ Der Pfarrer hörte sich die Fragen ruhig an, aber wußte nicht gleich zu antworten, sondern bat um einige Tage Bedenkzeit. Der Edelmann bewilligte sie ihm und entließ ihn.

Der Pfarrer ging nach Haus und war sehr betrübt. Auf dem Wege durch das Dorf traf er vor dem Krüge seinen guten Freund, der ein Müller und daher sehr windig war. Derselbe fragte ihn, warum er so betrübt sei; er habe ihn noch niemals so betrübt gesehen. Der Pfarrer erzählte nun dem Müller die ganze Geschichte, die ihm der Edelmann aufgegeben hatte. Der Müller meinte, darüber brauche er sich nicht mehr betrüben. Er wolle ihm die Beantwortung gern abnehmen, wenn er ihm seinen schwarzen Rock leihen wolle. Pfarrer und Müller gingen nun nach Hause, der Müller zog den schwarzen Rock des Pfarrers an und ging, als Pfarrer verkleidet, zum Edelmann. Nach kurzer Begrüßung jagte der Edelmann, er solle zunächst erklären,

welches der Mittelpunkt der Erde sei. Der Müller forderte sich eine Meßstange, ging in den Garten und fing an, hin und her zu messen. Auf einmal sagte er: „Hier ist der Mittelpunkt der Erde. Wenn er es nicht glauben will, dann mag er es besser nachmessen.“ Der Edelmann sagte nichts dazu, sondern fragte, was er sich denke. Der Müller antwortete: „Er wird wohl mehr auf seinen eigenen Nutzen denken als auf den anderer Leute.“ Das mußte ihm der Edelmann zugestehen und fragte weiter, was er wohl wert sei. Der Müller sprach: „Josef wurde für zwanzig Silberlinge verkauft, daher wird er nicht mehr wert sein als höchstens fünfzehn Silberlinge. Denn er ist nur ein Edelmann, Josef aber wurde ein Herr über ein ganzes Reich.“ Der Edelmann konnte nichts dazu sagen, sondern fragte endlich, was er denn meine, daß er glaube. Der kluge Müller sprach: „Die Meinung und Deutung will ich ihm schon gern sagen. Er glaubt, er redet mit seinem Pfarrer, aber ich bin nur ein Müller in Pfarrerkleidern.“ Der Edelmann gab es zu, setzte den klugen Müller über sein bestes Gut und behielt den Pfarrer im Amt. Und sie mögen wohl noch heute leben.

17. Der Schneidergraf.

Es war einmal ein Schneidergeselle, der arbeitete fleißig und verdiente sich guten Lohn, aber des Sonntags wollte das Geld nicht recht reichen. Auf seiner Wanderschaft kam er in ein fremdes Land und arbeitete allda. Am Sonntage verbrachte er wieder, was er in der Woche verdient hatte. Dabei merkte er, daß die anderen Gesellen viel mehr Geld hatten als er. Sie warfen es leichtfertig hin, und er konnte nur zwei bis drei Stunden in fröhlicher Gesellschaft bleiben. Er ging daher nach Haus und befragte seinen Meister, wie es zugehe, daß die anderen Gesellen immer so viel Geld hätten, und er könne zu nichts kommen. Der Meister antwortete: „In diesem Lande sind die Gesellen so klug und kennen eine solche Wissenschaft, daß sie immer viel Geld haben.“ Der Geselle sprach: „Kann ich das wohl auch haben?“ Der Meister entgegnete: „Wenn du mir zehn Jahre umsonst dienen willst, dann sollst du es auch haben können.“ Der Geselle willigte ein und schloß den Vertrag ab.

Als die zehn Jahre um waren, gab der Meister seinem Gesellen ein Licht und eine Wurzel und sprach: „Wenn du das

Licht ansteckt, so wacht niemand auf, und mit der Wurzel kannst du alle Schlösser öffnen. Nun kannst du überall hingehen und Geld nehmen, ohne daß die Leute etwas merken.“ Der Gefelle versuchte es aus Neugierde schon in der folgenden Nacht. Dann trug er sich in der Woche viel Geld zusammen und war am Sonntag im Krüge sehr freigebig. 6000 Taler gab er in die Bank des Königs und schrieb dazu einen Brief, daß sie nicht eher ausgezahlt werden dürften, bis er persönlich kommen werde. Er unterließ fortan jede Arbeit und verschaffte sich nur reichlich Geld. Später mietete er sich eine geräumige Stube, kaufte gute Leinwand und nähte viele Ventel zum Gelde. Zuletzt kaufte er sich prächtige Pferde und ein schönes Fuhrwerk, mietete sich einige Diener und reiste nach der Residenzstadt des Königs. Dort ließ er sich als ein Reisegraf anmelden und wohnte im teuersten Wirtshause. Jeden Tag ging er auf den Lustplatz hinaus, woselbst sich die höchsten Herrschaften am Spiel ergöhten. Kein Reicher konnte so viel Geld zusehen als er. Der König, dem man es meldete, konnte durchaus nicht in Erfahrung bringen, woher der freude Reisegraf das viele Geld hätte. Doch wollte er sich unbedingt Gewißheit verschaffen.

Eines Tages verkleidete sich der König als ein abgedankter Soldat, ging zum Reisegrafen auf den Lustplatz und bat um einen Bährpfennig. Dieser ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein und fragte ihn, ob er nicht eine Versorgung bekomme. Der Soldat verneinte es, da er noch reiche Verwandte habe. Er würde sich auch schon noch selbst versorgen, wenn er nur erst in seiner Heimat wäre, aber er habe kein Geld zur Reise.

Der Reisegraf nahm den armen abgedankten Soldaten in seine Wohnung mit, gab ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn auch bei sich schlafen. Der Soldat wollte sich anfangs nicht hinlegen. Er sagte: „Ich kann ja nicht wissen, ob ich rein bin. Es könnte leicht sein, daß ich Läuse habe.“ Der Reisegraf entgegnete: „An mir werden sie nicht haften bleiben.“ So mußte er sich zu ihm legen und mit ihm schlafen.

Um 11 Uhr stand der Reisegraf auf, weckte den Soldaten, gab ihm einen Sack und hieß ihn mitgehen. Er selbst nahm Licht und Wurzel an sich und ging voran. Sie gingen in alle Banken der Stadt und nahmen viel Geld. Der Soldat mußte das Geld in die Wohnung tragen. Nach der Rückkehr jagte

der Soldat: „Nun wollen wir in die königliche Schatzkammer gehen.“ „Nein“, sagte der Reisegraf und gab ihm eine Ohrfeige, „den König betrügen die Leute schon genug. Das Bankengeld sind ungerechte Groschen, um die die Leute betrogen worden sind. Diese können wir nehmen.“ „Aber“, sprach der Reisegraf, „in dieser Stadt ist ein Kaufmann, der ist erst zwanzig Jahre und seine Frau gewiß über achtzig Jahre alt. Auch wohnt hier ein Schuster, der mag gegen neunzig Jahre und seine Frau kaum nennzehn Jahre alt sein. Das ist das größte Unrecht. Daher wollen wir jung bei jung und alt bei alt bringen.“ Der Soldat



„Die vertauschten Leute waren, als sie erwachten, sehr erstaunt. Die jungen Leute vertrugen sich und wollten so bleiben, aber die alten wollten wieder aneinander.“

mußte die alte Kaufmannsfrau dem alten Schuster und die junge Schusterfrau dem jungen Kaufmann zutragen. Dann schlossen sie alle Türen wieder zu und gingen schlafen.

Am Morgen gab der Reisegraf dem Soldaten Essen und Trinken, dazu als Zehrgroschen so viel Geld, als er tragen konnte, und ließ ihn seine Straßen wandern. Der Soldat nahm das Geld und ging fort.

Die vertauschten Leute waren, als sie erwachten, sehr erstaunt. Die jungen Leute vertrugen sich und wollten so bleiben, aber die alten wollten wieder aneinander. Sie gingen vor Gericht, aber dasselbe konnte kein Urteil fällen. So kam die Sache

vor den König. Dieser ließ den Reisegrafen dazu einladen. Als sie Gericht hielten, konnten sie anfangs auch kein Recht sprechen, weil niemand wußte, wie die Leute zusammen gekommen waren. Schließlich fragte der König den Reisegrafen um seine Meinung. „Es kann nicht anders werden“, entgegnete derselbe, „als daß der sie wieder auseinander bringt, der sie zusammen gebracht hat.“ „Als ihr, Henker!“ sprach der König und gab ihm eine Ohrfeige, „so habe ich kürzlich von ihm bekommen. Nun soll es doch so bleiben, wie es ist, jung bei jung und alt bei alt.“ Und so blieb es nach des Königs Wort. Und wer es nicht glauben will, der gehe hin und erkundige sich.

18. Der Mann ohne Kopf.

Einst lebte in der Tucheler Heide ein sehr reicher Gutsherr, der schon alt war. Eines Sonntags, als er sein Ende herannahen fühlte, schickte er alle seine Leute zur Kirche, so daß er ganz allein im Hause war. Dann holte er schnell all sein Geld herbei und vergrub es unter der Schwelle des Hauses. Als die Leute aus der Kirche kamen, war er schon gestorben. Sein Sohn suchte, nachdem der Vater begraben war, überall im ganzen Hause nach dem Gelde, konnte aber nichts finden.

Seit dem Tode des Gutsherrn kam jede Nacht eine Kutsche auf den Hof gefahren, in der ein Mann ohne Kopf saß. Als Kutscher sah man einen Hund ohne Kopf auf dem Kutscherbock sitzen. Die Leute bekamen Angst, und schließlich wollte kein Knecht mehr auf dem Gute bleiben. Später erschien der Mann ohne Kopf zu Fuß.

Eines Tages trug es sich zu, daß eine Zigeunerbande durchreiste und auf dem Gut um Heu bat. Der Sohn schenkte ihnen mehr Heu, als sie verlangten. Da sprach eine Zigeunerin: „Der Herr hat ein gutes Herz, aber er weiß gar nicht, was für einen großen Schatz er im Hause hat.“ Der junge Gutsherr wurde neugierig und versprach der Zigeunerin den vierten Teil des Schatzes, wenn er ihn bekommen könnte.

Die Zigeunerin war eine Geisterbeschwörerin. Durch ihre Kunst rief sie den Geist des verstorbenen Gutsherrn herbei, der die Gestalt des Mannes ohne Kopf hatte. Der Geist zeigte dem Sohne die Stelle, wo der Schatz vergraben war, bat um Ver-

ziehung und verschwand. Die Zigeunerin wurde reich beschenkt entlassen. Seitdem wurde niemand mehr von dem Geiste belästigt, da er nun Ruhe im Grabe gefunden hatte.

19. Der Schäferjahn.

Es war einmal ein König, der über ein großes Land regierte. Während eines strengen Winters brach in seinem Land eine sehr große Hungersnot aus. Der König wollte sich von der bitteren Not seiner Untertanen selbst überzeugen. Daher durchzog er, als Bettler verkleidet, das ganze Land.

Als er eine Zeitlang gewandert war, kam er in eine kleine Stadt. Hier suchte er die Herberge auf und bat um Nachtlager. Er wurde aber abgewiesen, weil die Herberge bereits von Kranken und Armen überfüllt war. So mußte er nach dem nächsten Orte weiterwandern.

Des Abends erreichte er einen finstern Wald. Nun legte er sich unter einem großen Eichenbaume nieder, um etwas auszurufen. Doch die strenge Kälte trieb ihn bald weiter. Endlich erblickte er mitten im Wald ein kleines Licht. Rasch eilte er auf dasselbe zu und stand bald vor der niedrigen Hütte eines armen Schäfers. Bitternd vor Hunger und Kälte trat er ein und bat um ein wenig Essen und ein dürftiges Nachtlager. Der arme Schäfer beklagte sich sehr, daß er selbst nichts mehr für sich und seine Familie zu essen habe. Er habe soeben mit seinen fünf Kindern das letzte Stückchen Brot aufgegessen. Das sechste Kind solle ihm noch heute geboren werden. Aber er habe kein Geld mehr, um die Hebamme holen zu lassen. Deshalb wollen sie alle zugleich sterben.

Dies tat dem Könige sehr leid. Er gab dem Schäfer zwölf Taler, damit er die Hebamme holen und Brot kaufen könne. Da war der Schäfer sehr froh und gleich bereit, zu tun, wie ihm der Herr gesagt hatte. Erst aber gab er dem unbekanntem Bettler seinen ärmlichen Schäfermantel und wies ihm im Hausflur einen Platz zum Nachtlager an.

Der König begab sich unerkannt zur Ruhe. Als er noch wachend auf seinem harten Lager lag, hörte er plötzlich unbekannte Stimmen. Er erblickte vor der Stubentür die Engel des Kindes, das soeben geboren werden sollte, einen bösen und einen

guten. Der böse Engel bat den guten, er möchte die Frau doch erlösen und das Kind das Licht der Welt erblicken lassen. Der gute Engel weigerte sich jedoch und sprach: „Wenn das Kind jetzt geboren wird, wird es später ein Mörder werden.“ Nach einer Weile drang der böse Engel wieder darauf, daß das Kind geboren werde. Jetzt willigte der gute Engel ein und sagte: „Das Kind soll dereinst ein weiser Mann werden und als mächtiger König über alle Fürsten und das ganze Land regieren.“ Bald darauf drang das erste leise Wimmern des neugeborenen Kindes aus der Stube. Der König, der das Gespräch der Engel belauscht hatte, ärgerte sich gar sehr.



„Das Kind soll dereinst ein weiser Mann werden und als mächtiger König über alle Fürsten und das ganze Land regieren.“

Hungersnot wird wohl zu Ende gehen. Wenn dann wieder fünf Kinder zu essen haben werden, wird auch das sechste satt werden.“ Nun gab sich der König zu erkennen und versprach, das Kind am königlichen Hof erziehen zu lassen. Endlich war der Schäfer damit einverstanden, sich von seinem jüngsten Kinde zu trennen. Der König beschenkte den Schäfer noch reichlich und kehrte am nächsten Tage nach seiner Residenzstadt zurück.

Kurze Zeit darauf kam der König mit einer prächtigen Kutsche vor die Hütte des Schäfers gefahren, um selbst das Kind abzuholen. Als er auf dem Rückwege durch den weiten Wald fuhr, warf er das kleine Kind in eine hohle Eiche in der Hoffnung, daß es bei der strengen Kälte bald erfrieren und somit der

Im Haus aber war trotz der drückenden Armut die Freude groß. Der Schäfer kam zum Könige, weckte ihn auf und erzählte ihm, daß ihm soeben ein Knabe geboren sei. Er solle doch aufstehen und sich mit ihm freuen. Der König stand auf und tat so, als wenn er die Freude teile. Zuletzt fragte er den Schäfer, ob er das Kind nicht verkaufen möchte. Dieser wollte hiervon durchaus nichts wissen. Er sagte: „Die

Wunsch des guten Engels sicher nicht in Erfüllung gehen werde. Kaum war die königliche Kutsche wieder weitergefahren, so reiste ein reicher Kaufmann denselben Weg entlang. Als er an der hohlen Eiche vorüberfuhr, hörte er ein leises Wimmern. Er ließ sofort halten und forschte eifrig nach der Stelle, woher das Weinen kam. Nach langem Suchen fand er das halberstarnte Kind in dem hohlen Baum. Erfreut nahm er es auf, hüllte es in seinen warmen Pelz und kehrte sogleich nach Hause zurück. Da er kinderlos war, nahm er das fremde Kind als eigen an und ließ es auf seinen Namen taufen. Seine Frau, die das Kind sehr lieb gewann, zog es mit größter Sorgfalt auf und ließ ihm die beste Erziehung angedeihen. Als der Knabe erwachsen war, bildete er sich in dem Geschäfte seines Pflgeväters zu einem tüchtigen Kaufmann aus und wurde die Freude seiner reichen Pflgeeltern.

Der Kaufmann besaß neben seinem großen Geschäft auch eine prächtig ausgestattete Badeanstalt. Eines Tages hielt der König seinen Einzug in die Stadt. Da er auf seiner Reise ein Bad zu nehmen wünschte, führte man ihn zu dem reichen Kaufmanne. Der König verlangte vom Kaufmann eine anständige Person zur Bedienung. Dieser gab ihm hierzu seinen eigenen Sohn. Als beide badeten, bemerkte der König ein Muttermal an der linken Brustseite des ihn bedienenden Kaufmannssohnes. Hieran erkannte er sofort, daß der junge Mann der Sohn des armen Schäfers sei. Nach dem Baden fragte der König den Kaufmann, ob der junge Mann wirklich sein leiblicher Sohn wäre. Der Kaufmann erzählte nun, wie er vor Jahren zu dem Kinde gekommen sei. Darauf fragte der König den Kaufmann, ob er seinen Sohn nicht mit einem Briefe nach dem königlichen Schlosse schicken möchte. Der Kaufmann fühlte sich durch diesen Auftrag sehr geehrt und willigte gerne ein. Der Sohn mußte Prinzenkleider anziehen, bestieg ein prächtiges Pferd und machte sich mit dem königlichen Schreiben nach der fernern Residenz auf.

Unterwegs kam der junge Kaufmann in eine Stadt, in der gerade ein großes Fest gefeiert wurde. Drei Pfarrer standen auf dem Marktplatz und hielten abwechselnd begeisterte Aussprachen an das versammelte Volk. Der Kaufmannssohn wurde neugierig, band sein Pferd an und ging auch hinzu, um dem Feste beizuwohnen. Er erregte in seinen Prinzenkleidern großes Aufsehen

unter dem Volke. Mit den Pfarrern wurde er bald bekannt. Sie nahmen ihn in ihr Haus auf und behielten ihn über Nacht bei sich.

Als die Pfarrer von der königlichen Botschaft erfahren hatten, nahmen sie dem Prinzen, nachdem er sich zur Ruhe begeben hatte, heimlich den königlichen Brief ab und erbrachen ihn. In ihm stand geschrieben, daß man den Überbringer, wenn er im Schloß angekommen sei, sofort enthaupten solle. Die Pfarrer nahmen das Schreiben heraus und legten ein anderes hinein, in dem gesagt war, daß der Prinz, wenn er angelangt sei, sogleich vom Hofprediger mit der einzigen Prinzessin Lisbeth getraut werden solle.

Am anderen Morgen reiste der Prinz weiter, erreichte glücklich das königliche Schloß und wurde bald darauf mit der Prinzessin getraut. Als der König von seiner Reise zurückkehrte, ging ihm der neue Schwiegersohn freudig entgegen und begrüßte ihn herzlich. Der König wurde jedoch sehr zornig und ließ vor dem Schloß einen großen Scheiterhaufen errichten, damit der verlogene Schwiegersohn verbrannt würde. Der gute Schutzengel riß ihn aber aus den Flammen heraus, warf rasch einen Bock ins Feuer und flog mit ihm weit weg nach einer westpreussischen Stadt. „Hier“, sprach der Engel zu ihm, „ist große Wassernot. Gehe in die bedrängte Stadt und gib dich als Brunnenbauer aus. Versprich den Stadtvätern, gutes Wasser zu beschaffen, wenn sie dir die Schätze, die du im Boden beim Brunnenbau findest, als Lohn überlassen wollen.“ Darauf verschwand der Schutzengel.

Der Kaufmannssohn ging in die Stadt und tat, wie ihm der Engel gesagt hatte. Von den Stadtvätern verlangte er kein Geld, sondern nur die etwaigen Schätze in der Erde als Lohn. Der Bau begann und schritt rasch vorwärts. Bald stieß der fremde Brunnenbauer unerwartet im Boden auf eine dicke Schicht Bernstein, die mit Diamanten vermischt war. Als er die Schätze verkaufte, konnte er zwei Schiffe mit Geld beladen. Nachdem die Bernsteinschicht gehoben war, schoß frisches, klares Wasser in solcher Mächtigkeit empor, daß gleich eine Wasserleitung gebaut werden konnte.

Nun begab sich der Kaufmannssohn verkleidet zum König und bewarb sich um die Stelle des Hofgärtners. Schließlich bekam er die Stelle und hatte in der Gärtnerei viel Glück. Die

Bäume waren in jedem Jahr voll Früchte, die Blumen blühten voller Pracht. Alles, was er pflanzte, gedieh vortrefflich. Der König selbst wunderte sich, wenn er den Garten betrat, über den geschickten Gärtner und freute sich über die prächtigen Blumen und Früchte. Er fand Wohlgefallen am jungen Gärtner und fragte ihn eines Tages, was er sich wünsche. Der Gärtner antwortete: „Ich möchte die Prinzessin Lisbeth zur Frau haben.“ Der König sagte ihm die Erfüllung seiner Bitte zu. Aber die Prinzessin wollte ihn nicht zum Manne, weil sie bereits mit einem Prinzen getraut war.

Der Gärtner bekam nun ein schönes Zimmer im Schlosse zur Wohnung und sollte sich etwas gedulden, bis die Prinzessin sich besonnen hätte. Als die Prinzessin ihn eines Tages besuchte, sprach der Gärtner erfreut zu ihr: „Lisbeth, kennst du mich nicht mehr, ich bin ja dein Mann!“ Da erkannte sie ihn und fiel ihm tränenden Auges um den Hals. Der König, der hiervon erfuhr, sah ein, daß gegen Gottes Willen nichts zu machen sei. Er ließ das Paar noch einmal trauen, und nun lebten sie alle herrlich und in Freuden. Nach dem Tode des Königs wurde der ehemalige arme Schäfersohn König des ganzen Landes und regierte glücklich bis an sein Ende.

In seinem hohen Stande dachte der junge König auch an seinen armen Vater. Er ließ seine Eltern und Geschwister an den königlichen Hof kommen und verpflegte sie in Liebe und Treue, so lange sie lebten.

20. Das Farnkraut.

Es war einmal in der Tucherer Heide ein Bauer, der mit seinen Ochsen auf einem Bruchlande im Walde pflügte. Um die Mittagszeit spannte er die Ochsen aus und ließ sie im Walde grasen. Er selbst streckte sich ins weiche Moos, um etwas zu ruhen. Doch der Schlaf überwältigte ihn, und er schlief bald ein. Als er erwachte, waren seine Ochsen fort. Er lief deshalb im Wald umher, dieselben zu suchen. Alles Suchen war vergeblich. Die Nacht brach herein, und er fand sie nicht.

Nun war es gerade die Johannismacht, in der dies geschah. In der Johannismacht bekommt das Farnkraut eine kleine rote Blume. Wer diese Blume findet, kann alles Gold und Silber, das in der Erde sich befindet, sehen.

Als nun der Bauer nach seinen Ochsen suchte, kam er auch an eine Stelle, an der viel Farnkraut wuchs. Zufällig fiel ihm die kleine rote Blume in den Stiefelschaft. Auf einmal sah er viel Gold um sich in der Erde lagern. Er ging rasch nach Haus, einen Wagen zu holen, um das viele Gold fortzuschaffen.

Zu Hause wurde er aber sehr müde. Er zog daher die Stiefel aus und legte sich kurze Zeit hin. Unbemerkt fiel die rote Blume in die Asche, die vor dem Herde lag. Als er nachher in den Wald fuhr, das Gold zu heben, fand er es nicht mehr, weil er die geheimnisvolle Blume verloren hatte.

21. Der dumme Hans.

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Söhne, von denen der jüngste Hans hieß und sehr dumm war. Die beiden ältesten Brüder gingen jeden Tag zur Arbeit. Aber Hans blieb zu Hause und tat gar nichts. Nun hatte die Mutter im Garten Kohl gepflanzt. Die Hasen kamen jede Nacht und machten großen Schaden. Da sagte die Mutter zu Hans: „Es geht nicht, daß deine Brüder immer arbeiten und du nur zu Hause bleibst. Du mußt auch etwas fürs Essen tun. Du kannst auf die Hasen aufpassen, damit sie nicht immer den Kohl abfressen.“

Hans machte sich im Garten eine tiefe Grube, um darin die Hasen zu fangen, wie man früher die Wölfe gefangen hatte. Als er eines Morgens einen Hasen in der Grube fand, stieg er auf einer Leiter in die Grube hinab, ergriff den Hasen, setzte ihn oben an den Rand der Grube und sprach: „Warte hier ein Weilchen, bis ich die Leiter oben habe!“ Der Hase aber lief davon.

Am zweiten Tage wollte er es klüger anfangen. Er drückte den gefangenen Hasen fest an die Brust und stieg die Leiter in die Höhe. Der Hase zerkrachte ihn aber das Gesicht, und er ließ ihn deshalb auch los. Er klagte nun seiner Mutter, daß er keinen Hasen fangen könne. Diese sprach zu ihm: „Du mußt erst alles totschlagen, was in der Grube ist, und es dann heraufbringen, wenn es auch eine alte Frau wäre.“

Am Abende ging die Mutter in den Garten, Kohl zu holen. Sie dachte nicht an die Grube und fiel hinein. In der Morgen-dämmerung kam Hans mit einem großen Knüttel in die Grube und schlug alles tot. Als er damit nach oben kam, sah er, daß

er seine eigene Mutter erschlagen hatte. Er steckte sie in einen Sack und nahm sie nach Haus. Am Abende kehrten die Brüder von der Arbeit heim. Sie fragten: „Wo ist unsere Mutter?“ Hans, der den Sack neben sich hingestellt hatte, sagte: „Die Mutter ist bei uns.“ Die Brüder suchten, aber sie fanden sie nicht. Sie beschloßen daher, auszuwandern. Als sie im Wald an einen Kreuzweg kamen, trennten sie sich und wanderten in die weite Welt hinaus. Und es weiß keiner, wo sie geblieben sind.

22. Die drei Hunde.

Es war einmal ein reicher Bauer, der hatte nur einen einzigen Sohn. Dieser war sehr faul und wollte nichts tun. Der Vater sagte oft zum Sohn, er solle doch ein Handwerk erlernen und entweder ein Tischler, Schuster oder Schneider werden. Der Sohn war wohl damit einverstanden, aber es wurde doch nichts daraus.

Eines Tages war der Vater mit den übrigen Bauern des Dorfes gelegentlich einer Sitzung zusammen gekommen. Er verdingte seinen Sohn bei einem Bauern als Kuhhirt und unterschrieb den Vertrag. Als das Frühjahr herankam, sprach der Vater zu seinem Sohne: „Nun ist dir nicht zu helfen. Du mußt in den Dienst gehen und Kühe hüten.“

Der Sohn packte sein Bündel zusammen, ging zu seinem Dienstherrn und wurde Kuhhirt. Er hütete die Kühe trennlich die ganze Woche hindurch. Am Sonntage gab der Bauer einem seiner Knechte drei Mark und ließ von ihm die Kühe hüten. Dem Kuhhirten aber gab er auch drei Mark und sagte zu ihm, er könne wie die anderen Bauernsöhne in den Krug gehen. Das tat er auch und war im Kruge sehr freigebig. Als die drei Mark alle waren, sungen die Bauernsöhne mit ihm Streit an, schimpften ihn einen Lump und dergleichen, schlugen ihn und warfen ihn schließlich zur Thür hinaus. Vom Montag ab mußte er wieder die Kühe hüten. Am nächsten Sonntage bekam er abermals Geld, in den Krug zu gehen, während wieder ein Knecht für ihn hütete. Als das Geld verjubelt war, erging es ihm ebenso wie am ersten Sonntage. Er wurde von den Bauernsöhnen geschimpft, geprügelt und hinausgeworfen. Da der dritte Sonntag in derselben Weise verlief, nahm er am nächsten Montag

ein Beil, eine Säge und ein Messer auf das Feld mit, um nun doch bei einer sich bietenden Gelegenheit ein Handwerk zu erlernen.

Wie er so darüber nachdachte, was er wohl erlernen sollte, kam ein schmucker Jäger mit drei Hunden daher. Der Jäger fragte den Kuhhirten, was er mit Beil, Säge und Messer auf dem Felde wolle. Der Kuhhirt meinte, er möchte gern ein Handwerk erlernen, wisse aber nicht, welches. Der Jäger antwortete, er solle Fleischer werden. Er brauche nur eine Kuh zu schlachten, dann würde er gleich ausgelernt haben. Er müsse sich aber zum Schlachten an der Kuh eine weiche Stelle aussuchen. Der Kuhhirt schlug einer Kuh mit dem Beil an den Bauch, die Kuh lief weg, und der Jäger sprach: „Fleischer kannst du nicht werden. Wie wäre es, wenn du mit mir tauschen würdest?“ Damit war der Kuhhirt gleich einverstanden. So gab nun der Jäger dem Kuhhirten seine Flinte und die drei Hunde und sagte: „Erzähle keinem Menschen von unserem Tausche, gehe auch nicht nach Hause, sondern wandere in die weite Welt hinaus, so wirst du dein Glück finden! Den Hunden darfst du aber kein Unrecht tun, sonst bist du verloren. Was du issest, sollst du auch den Hunden geben. Wenn sie aber nicht essen wollen, sollst du auch nicht essen.“ Gleich wanderte der Kuhhirt als Jäger vergnügt in die Fremde, während der Jäger als Kuhhirt bei den Kühen verblieb und weiter hütete.

Nach langer Wanderung kam der Jäger in einen großen Wald. Mitten im Walde lag ein einsames Haus. Weil er in diesem noch Licht erblickte, ging er hinein. Hier hielten zwölf Räuber Rast. Der Jäger wurde freundlich aufgenommen und genötigt, dort zu bleiben. Die Räuber setzten ihm auch Essen und Trinken vor. Er gab zunächst seinen Hunden davon. Weil diese nichts wollten, aß er auch nicht. Hierauf führten sie ihn in eine Stube, in der er schlafen sollte. Er bat die Räuber, so viel er nur konnte, sie möchten seine Hunde auch in die Stube hinein lassen. Endlich bewilligten sie es ihm. Den kleinsten Hund legte er sich auf die Brust, der zweite mußte mitten in der Stube und der dritte sich an der Schwelle lagern. Um Mitternacht schickte der Räuberhauptmann einen seiner Räuber hin, den Jäger zu töten. Als er in die Stube trat, packte ihn der Hund, der an der Schwelle lag, und biß ihn tot. Der Räuberhauptmann schickte nacheinander alle Räuber hinein,

aber die Hunde bissen sie sämtlich tot. Zuletzt sah der Räuberhauptmann selbst durch die Thür. Als er sah, daß alle Räuber tot dalagen, ging er schnell zurück.

Am anderen Morgen zeigte der Räuberhauptmann dem Jäger alle Stuben und alle Schätze. Sie kamen auch in eine Stube, in der alle Leute, die von den Räubern erschlagen worden waren, an Haken hingen. Der Räuberhauptmann versprach dem Jäger, die angesammelten Schätze mit ihm zu teilen, wenn er die Hunde verkaufen würde. Der Jäger ließ sich überreden und verkaufte sie.

In der nächsten Nacht waren wieder 12 Räuber beisammen. Sie ergriffen den Jäger, warfen ihn in die Stube, in der die toten Leute hingen, und wollten ihn, nachdem sie gegessen hatten, auch an einen Haken hängen. Da jammerte der Jäger gar kläglich: „Ei, wenn doch jetzt die Hunde bei dir wären!“ Kaum hatte er es gesagt, so sprangen die drei Hunde wedelnd um ihn herum. Da war er sehr froh und fürchtete sich nicht mehr. Als nach dem Mahle der Räuberhauptmann immer mehrere Räuber zugleich in die Stube schickte, um ihn aufzuhängen, fielen die Hunde sie wütend an und töteten sie wieder. Schließlich erschien auch der Räuberhauptmann selbst und mußte dasselbe Schicksal erleiden. Der Jäger hing ihn an den Haken, an dem er selbst hatte hängen sollen.

Wie nun der Tag graute, nahm der Jäger soviel Geld, als er tragen konnte, auch einen Säbel, ein Spiel Karten und seine Flinte und wanderte mit seinen Hunden fort. Er kam in eine große Stadt, in der alle Häuser schwarz behängt waren. Der Jäger ging in ein Gasthaus, ließ sich ein Glas Bier geben und fragte den Wirt, warum die ganze Stadt so tief trauere. Der Wirt erzählte ihm, daß der König und die Königin und die ganze Stadt große Trauer hätten. Der König hätte seine einzige Tochter im Kartenspiel an einen Drachen verloren, und nun würde die Prinzessin am heutigen Tage vom Drachen abgeholt werden. Der Jäger erkundigte sich auch, von wo und wann die Prinzessin abgeholt werden sollte. Der Wirt sprach: „Um zwölf Uhr auf Mittag von einer Wiese vor der Stadt. Wer die Prinzessin errettet, der solle sie zur Gemahlin bekommen.“ Der Jäger bezahlte sein Glas Bier und ging mit seinen Hunden zur Stadt hinaus. Als er an die Wiese kam, war die Prinzessin

schon da. In der Nähe hielt noch der Diener des Königs mit der königlichen Kutsche, um zu sehen, wie es der Prinzessin ergehen würde.

Die Prinzessin erblickte den Jäger und fragte ihn, ob er sie erlösen wolle. Er antwortete: „Ich werde dich erlösen.“ Indessen kam auch schon der Drache an und wollte die Prinzessin gleich mitnehmen. Der Jäger aber sprach: „Langsam, langsam, ich will erst mit dir reden.“ Darauf fragte er den Drachen, ob er nicht auch einmal mit ihm Karten spielen wolle. Dieser entgegnete: „Wenn du soviel Geld hast, dann meinestwegen.“ Nun fingen sie an, Karten zu spielen. Der Jäger verspielte immer fort und mußte all sein Geld hingeben. Zuletzt sagte er: „Mit deinen beschmutzten Karten kann ich nicht spielen, wir wollen es einmal mit meinen eigenen Karten versuchen.“ Er zog seine Karten aus der Tasche, und beide spielten weiter. Jetzt gewann stets der Jäger, bis der Drache kein Geld mehr hatte. Darüber war dieser sehr ärgerlich, wollte aufhören und mit der Prinzessin davongehen. Der Jäger aber redete auf ihn ein, er solle nun, wenn er kein Geld mehr hätte, die Prinzessin einsetzen. Dies geschah, und der Jäger gewann sie. Da erhob sich auf einmal ein großer Sturm, und wütend fuhr der Drache auf den Jäger ein, ihn zu erwürgen. Aber die Hunde fielen über ihn her und töteten ihn.

Die erlöste Prinzessin wollte, daß der Jäger gleich an den königlichen Hof mitfahren solle. Aber dieser lehnte ab, da er sich erst noch mehr in der Welt umsehen müsse. Nun gab sie ihm ihren Ring und die Hälfte ihres Taschentuches und sprach: „Über ein Jahr und einen Tag komme zu mir, dann werde ich deine Gemahlin werden.“ Dann fuhr sie mit dem Diener zum Schlosse zurück, während der Jäger in die Welt ging.

Als sie über die Brücke fuhren, zog der Diener plötzlich ein Messer hervor und wollte die Prinzessin ermorden, wenn sie ihm nicht zuschwöre, daß er sie erlöst habe. Die Prinzessin sah keinen anderen Ausweg und schwur ihm zu. Der König und die Königin waren sehr erfreut und nahmen den Diener sehr freundlich auf. Er wollte gleich Hochzeit machen, aber die Prinzessin bat ihn, noch ein Jahr und einen Tag zu warten.

Um diese Zeit kam der Jäger mit seinen Hunden nach der Residenzstadt zurück. Er fand die ganze Stadt festlich geschmückt,

ging in ein Wirtshaus, ließ sich ein Glas Bier geben und fragte den Wirt, warum alles so festlich geschmückt sei. Der Wirt erzählte ihm, daß die Prinzessin mit dem Diener, der sie vor einem Jahr und einem Tage vom Drachen erlöst habe, Hochzeit halten werde. Der Jäger wunderte sich sehr, aber er sagte weiter nichts dazu.



„Er zog seine Karten aus der Tasche, und beide spielten weiter.“ (S. 78.)

Nach einer Weile sprach er zum Wirt: „Ich möchte von der Hochzeit gern eine Flasche Wein haben.“ Er schrieb einen Zettel, band ihn dem kleinsten Hund um den Hals und schickte ihn ins Schloß. Der Hund lief zwischen den Leuten hindurch bis

in das Zimmer, in dem sie alle an der königlichen Tafel saßen, und stellte sich vor die Prinzessin hin. Sie las sogleich den Zettel und gab dem Hund in einem Korb eine Flasche Wein. Der Hund brachte den Wein seinem Herrn. Jetzt schickte der Jäger den zweiten Hund mit einem Zettel ins Schloß und ließ um ein Stück Kuchen bitten. Die Prinzessin las den Zettel und schickte in einem Paket ein Stück Kuchen. Als der Jäger den Kuchen bekommen hatte, schickte er den dritten Hund mit einem Zettel hin und ließ um ein Stück Braten bitten. Die Prinzessin las den Zettel und sandte auch ein Stück Braten. Zugleich schickte sie aber einige Bedienten nach, die aufpassen mußten, wohin der letzte Hund lief. Als die Prinzessin erfuhr, daß der Hund in ein Gasthaus gelaufen wäre, ließ sie sogleich einen schönen Wagen anspannen, nahm die prächtigen Sachen eines Prinzen mit und fuhr hin. Der Kutscher mußte hineingehen und fragen, ob ein Fremder anwesend sei. Der Wirt sprach: „Ja, hier sitzt er.“ Darauf schickte die Prinzessin die schönen Sachen hinein und ließ um ein Zimmer bitten. Der Jäger mußte sich in diesem Zimmer als Prinz ankleiden. Dann fuhr er mit der Prinzessin zum Schlosse. Die Hunde sollten nicht mit, aber ohne die Hunde wollte er die Prinzessin nicht begleiten. Schließlich wurde ihm seine Bitte gewährt.

Die Prinzessin führte ihn in den Saal, in dem aller Besuch an der Tafel saß. Die Gäste wunderten sich nicht wenig, daß unerwartet ein fremder Prinz angekommen wäre. Er wurde vom König und der Königin aufs freundlichste begrüßt und festlich bewirtet. Nach der Tafel unterhielt man sich, und jeder erzählte, was er schon alles durchgemacht hätte. So erzählte der Diener, wie er die Prinzessin vom Drachen errettet habe. Der Jäger aber sprach zum Könige, was der wohl wert sei, der hohe Leute belüge. Der Diener entgegnete sogleich, er sei nicht mehr wert, als daß er mit Pferden auseinander gerissen werde. Da sprang die Prinzessin auf, fiel dem Jäger um den Hals und rief: „Er hat sich selbst das Todesurteil gesprochen, denn dieser hat mich erlöst.“ Sie erzählte nun, wie der Jäger sie erlöst habe, und wie sie dem Diener zuschwören mußte. Der König befahl sofort, den Diener zu binden und hinauszwerfen. Am anderen Tage wurde er vor die Stadt geführt; an jeden Fuß wurde ein Pferd angepannt und er auseinander gerissen. Bald

darauf feierten die Prinzessin und der Jäger in großer Pracht Hochzeit.

Nach der Hochzeit sprach der größte Hund zum Prinzen: „Nimm ein Beil und einen Spaten und gehe mit deinen Hunden in den Garten!“ Der Prinz wollte nicht, aber der Hund rief: „Sonst geht es dir nicht gut!“ Im Garten mußte er eine Grube graben und einen Hankloß daneben stellen. Dann legte der erste Hund seinen Kopf auf den Klotz und ließ sich den Kopf abhauen. Auch die beiden anderen Hunde mußte er in derselben Weise töten. Als die toten Hunde in die Grube fielen, standen plötzlich zwei Prinzen und eine Prinzessin neben ihm und riefen erfreut: „Wir waren verwünscht, nun hast du uns auch erlöst!“ Von der Zeit an lebten sie alle glücklich bis ans Ende.

23. Die beiden Schwäne.

Es war einmal ein junger Mensch, der war so arm, daß er bei einem Bauern die Schweine hüten mußte. Eines Tages trieb er die Schweine an einem großen Teiche vorbei auf die Weide. Auf dem Teiche schwammen zwei Schwäne umher. Am Ufer lagen wunderschöne Kleider und auf jedem Kleide ein goldenes Ringlein. Der Hirt ergriff schnell ein Ringlein und betrachtete es neugierig. In demselben Augenblicke kamen die Schwäne zum Ufer und verwandelten sich in zwei liebliche Jungfrauen. Die eine Jungfrau nahm schnell ihr Kleidchen und das goldene Ringlein und flog als Schwan davon. Die andere Jungfrau konnte nicht entfliehen, da der Hirt das Zauberringlein in seiner Hand hielt und es auch auf dringendes Bitten nicht herausgeben wollte. Sie mußte dem Hirten folgen und seine Frau werden.

Die junge Frau war stets traurig, obwohl ihr Mann sie sehr lieb hatte. Das Ringlein hatte er in einem Kästchen verschlossen und trug den Schlüssel immer bei sich. Sie lehrte ihn, wenn sie des Abends beisammen saßen und er sie tröstete, ein Zaubersprüchelein. Sobald er dieses her sagte, konnte er sich in allerlei Tiere verwandeln. Nach einiger Zeit wurde die junge Frau viel vergnügter als früher, der junge Mann vergaß das Ringlein und achtete nicht mehr so sehr darauf, den Schlüssel immer bei sich zu führen. Und so kam es, daß eines Tages, als der Mann auf dem Felde war, das Kästchen unvergeschlossen

geblieben war. Die junge Frau nahm das Ringlein heraus, verwandelte sich in einen Schwan und flog in die weite Welt.

Als nun am Abende der Mann nach Hause kam und seine Frau nicht fand, ward er sehr betrübt. Vergebens suchte er im ganzen Hause nach ihr. Endlich fand er einen Zettel, auf dem geschrieben stand, er würde sie auf einem Berge wiederfinden. Sogleich machte er sich auf, um seiner Frau zu folgen. Er wanderte durch die verschiedenen Länder und suchte den bezeichneten Berg. Doch konnte er ihn nicht finden. Da sah er einen Hasen schnell vor sich herlaufen. Er dachte an das Zauberprüchlein, sagte es auf und war sofort ein Hase geworden. Nun lief er, so rasch ihn die Füße zu tragen vermochten, den Weg entlang. Mit der Zeit wurde er doch sehr müde und konnte nicht mehr schnell genug vorwärts kommen. Da flog über ihm ein Habicht durch die Luft. Er dachte bei sich: „Ach, wenn du doch auch ein Habicht wärst!“ Dann sagte er sein Zauberprüchlein her und erhob sich als Habicht in die Luft. Endlich sah er in der Ferne einen sehr hohen Berg. Nun flog er zur Erde und verwandelte sich in einen Menschen. Tief in den Berg war ein verzaubertes Schloß versunken. Aber er konnte keinen einzigen Eingang in das Zauberloch finden. Nach langem, vergeblichem Suchen gewahrte er endlich ein ganz winziges Löchlein im Boden. Mit Hilfe seines Zauberprüchleins verwandelte er sich in eine Ameise, kroch hindurch und gelangte in das Schloß.

Seine Frau stand am Herd und bereitete das Essen. An seinem freundlichen Gruß merkten die übrigen Bewohner des Schlosses, daß ein Fremder da wäre. Sie kamen herbei und freuten sich sehr. Das Schloß gehörte einem Grafen, der vor langer Zeit mit seinen beiden Töchtern in den Berg verzaubert worden war. Der Hirt wurde aufs freundlichste bewirtet. Während des Mahls erzählte ihm der Graf, daß im hintersten Gemach des Schlosses ein Drache hause. Wer diesen Drachen besiege, der bekäme die älteste Tochter des Grafen zur Frau und würde berechtigt das schöne Schloß erben. Der Hirt wollte den Kampf gern aufnehmen und ließ sich zum Drachen führen.

Der Graf reichte ihm ein scharfes Schwert, gab ihm zwei Flaschen Wein mit und zeigte ihm die Thür, die zum Drachen führte. Der Hirt öffnete sie rasch und trat dem Drachen ent-

gegen. Da er jung und kräftig war, hielt er im Kampfe lange Zeit stand. Endlich unterbrachen sie den heftigen Kampf und gönnten sich eine kurze Zeit die Erholung. Der Hirt zog die beiden Flaschen Wein hervor, reichte eine dem Drachen, während er die andere selbst an den Mund setzte und austrank. Die eine Flasche Wein war aber zum Schwächen und die andere zum Stärken. Darauf begannen sie den erbitterten Kampf von neuem. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurde der Drache matt und müde und gab den Kampf auf. Rajch schlug ihm der Hirt, ehe sich der Drache erholen konnte, den Kopf ab und brachte ihn dem Grafen.

Als bald kam das Schloß aus der Erde hervor und stand in seiner früheren Pracht und Herrlichkeit hoch oben auf dem Berge. Der Hirt bekam seine Frau zurück, erbte nach dem Tode des Grafen das schöne Schloß und lebte mit seiner Frau noch viele Jahre.

24. Schneider Unverzagt.

Ein Schneidergeselle kam auf seiner Wanderschaft in eine Residenzstadt und nahm dort Arbeit. Nachdem er lange Zeit gearbeitet hatte, wollte er seinen Lohn haben, um sich zur Notdurft Kleider zu kaufen. Aber der Meister hatte das Geld schon verjubelt und gab ihm nichts. Bald darauf mußte der Geselle vom Fleischer Blut holen. Er sprach zum Meister: „Worin soll ich es aber bringen?“ Dieser hatte kein Gefäß, weil er immer alles im Krüge vertrank. Doch wußte er sich zu helfen. Viele Leute brachten ihm Strümpfe zum Besohlen. So gab er nun dem Gesellen einen Strumpf, darin das Blut zu holen. Der Geselle nahm ihn und ging hin.

Auf der Rückkehr traf er viele Bekannte auf der Gasse. Er stellte daher den Strumpf mit dem Blut an die Mauer in die Sonne und unterhielt sich mit ihnen. Sogleich setzten sich viele Fliegen an den Strumpf. Als dies der Geselle sah, nahm er seinen Hut und schlug sieben auf einmal tot. Da war er gar stolz und sagte zu seinen Bekannten: „Seht, wie stark ich bin!“

Nun eilte er mit großem Heldenbewußtsein zu seinem Meister zurück, forderte seinen Lohn und ließ nicht eher nach, bis er sein Geld hatte. Nachdem er seinen Lohn erhalten hatte, ging

er in die Stadt und kaufte sich ein neues Kleid und einen neuen Hut. An den Hut befestigte er ein Schild, auf dem geschrieben stand:

„Ich bin stark und unverzagt,
schlage Sieben auf einen Schlag.“

Darauf ging er nach dem königlichen Hofe, schlich sich in den Lustgarten und legte sich so hin, daß ihn jedermann sehen konnte. Die königliche Prinzessin ging bald darauf im Garten spazieren und sah den fremden Mann liegen. Sie trat näher heran und betrachtete ihn. Er aber tat so, als ob er fest schlief. Als sie die Worte auf seinem Schilde gelesen hatte, entsetzte sie sich gewaltig, gab dem Unteroffizier, der sie begleitete, einen Taler und befahl ihm, er solle den Mann aufwecken. Der Unteroffizier schüttelte ihn etwas und sprach: „Lieber Freund, höre doch und stehe auf, die Prinzessin will mit dir reden!“ Der Schneider tat so, als wenn er ihn greifen wollte. Der Unteroffizier lief daher vor Furcht weg. Nun gab die Prinzessin einem anderen Unteroffizier drei Taler, damit er ihn aufwecken möchte. Dieser sagte auch so: „Lieber Freund, stehe auf, die Prinzessin will mit dir sprechen!“ Der Geselle richtete sich auf, wuschte sich die Augen aus, als wenn er sehr geschlafen hätte, und sprach: „Wenn die gnädige Prinzessin mit mir sprechen will, dann kann sie kommen.“ Zaghaft kam die Prinzessin heran und fragte ihn, ob das auch wahr sei, was an seinem Hute geschrieben stehe. Er entgegnete, wenn es nicht so wäre, könnte er das Schild doch nicht tragen. Die Prinzessin nötigte ihn zum Mittagsmahl auf das Schloß. Der Schneider erhob sich sogleich und ging mit.

Die Prinzessin erzählte es dem Könige, dieser wunderte sich sehr darüber und fragte ihn selber, ob das alles wahr wäre. Der Geselle entgegnete, daß es wirklich so sei. Als sie nun an der Tafel saßen und mancherlei Gespräche hielten, fragte ihn der König nochmals, ob er sich auch vor nichts fürchte. „Nein“, sprach der Schneider, „vor nichts!“ Darauf erzählte der König, daß er in seinem Walde ein wildes Schwein habe. Das täte vielen Leuten großen Schaden und doch könne es niemand töten. Wenn er es unternehmen wolle, es zu beseitigen, dann sollte er große Gnade haben. Der Schneider sprach: „Das ist so viel wie nichts!“

Am anderen Tage schickte ihn der König nach dem Walde hin und ließ ihm von seinen Dienern den Ort zeigen, wo das wilde Schwein sich aufhielt. Alle Leute, die durch den Wald reisten, zerriß es. Die Diener zeigten ihm den Weg, den er gehen sollte, um das wilde Schwein zu suchen. Er nahm seinen Stock und ging ruhig den Weg fort, während die Diener eilten, daß sie fort kamen, und nach Hofe zurückkehrten. Als er sah, daß die Diener fort waren, kehrte er auch um und wußte nicht recht, was er tun sollte. Er hatte nichts weiter bei sich als ein Messer und seinen Stock. Daher eilte er schnell aus dem Wald. Auch sah er keinen Menschen, und es wurde ihm gar sehr bange, da er nicht wußte, wohin er fliehen sollte. Endlich wurde er auf dem Feld ein altes Gewölbe gewahr. Wie er sich aber umsah, war das wilde Schwein dicht bei ihm. Rasch lief er fort, damit er das Gewölbe noch erreichte. Das Schwein setzte ihm in gewaltigen Sprüngen nach. Zum Glück fand er ein Loch und kroch geschwind hindurch. Das Schwein folgte ihm rasch, blieb aber im Loche stecken und konnte weder vor noch rückwärts. Der Schneider kroch schnell zu einem anderen Loche wieder hinaus, nahm sein Messer und stach dem Schweine viele Löcher in den Leib, daß es todtbluten mußte. Dann ging er vergnügt zum König und sagte ihm, er möchte das Schwein holen lassen. Er habe es, weil es noch nicht ganz tot war, in ein Gewölbe gesteckt, damit es nicht wegkommen könne. Der König wollte es nicht glauben. Vor Neugier reiste er selbst mit, das Schwein zu holen. Es war jedoch volle Wahrheit, daß es in dem Gewölbe steckte. Seine Diener luden es auf und kehrten nach Hofe zurück.

Des anderen Tages sagte der König, als sie bei der Tafel saßen: „Ich habe in meinem Wald ein Einhorn. Das Tier läßt keinen Menschen in Ruhe. Es stößt alles, was es lebendig trifft, zu Tode. Wenn du das Schwein bezwungen hast, kannst du wohl auch das Einhorn aus dem Leben bringen. Gelingt es dir, so sollst du meine eigene Prinzessin zur Gemahlin bekommen.“ Der Schneider sprach: „Das ist eine Kleinigkeit!“

Schon am nächsten Tage schickte der König den Schneider nach dem Wald und ließ ihm den Weg zeigen. Die Diener, die ihn begleiteten, kehrten bald wieder um. Der Schneider ging getrost in den Wald hinein. Nach kurzer Wanderung fand er eine alte Linde,

die sehr krumm gewachsen war. Er stieg hinauf und sah sich nach allen Seiten um. Indessen kam das Einhorn so schnell angelaufen, daß es in seiner Wut mit dem Horn bis an den Kopf in die alte Linde stieß und nicht mehr zurück konnte. Der Schneider kletterte rasch hinab und stieß dem Einhorn mit seinem Messer viele Löcher in den Leib, so daß es tobtlutete. Dann besudelte er seine Kleider mit Blut, ging nach Hofe zum König und meldete ihm, daß er das Einhorn holen lassen möchte. Er habe hart mit ihm gekämpft. Das könne der König noch an seinen Kleidern sehen. Zuletzt habe er es mit dem Horn in eine alte Linde gesteckt, damit es auch sicher gefunden werde. Der König wollte es natürlich wieder nicht glauben. Doch als er selbst hinreiste, das Einhorn zu holen, fand er alles so, wie es der Schneider gesagt hatte. Er ließ das Einhorn aufladen und nach Hofe schaffen.

Der Schneider sollte die Prinzessin nun wohl haben, doch sprach der König an der Tafel zu ihm: „In meinem Walde befinden sich zwei Riesen. Die tun vielen Leuten großen Schaden an Vieh und Getreide. Weil nun alle guten Dinge drei sein müssen, so sollst du in meinem Land als König regieren, wenn du noch diese Riesen beseitigst.“ Der Schneider sagte: „Davor ist mir nicht bange, das werde ich auch noch tun.“

Am anderen Tage ließ der König ihm den Ort im Walde zeigen, wo die Riesen hausten. Die Diener kehrten wieder beizeiten um. Der Schneider ging seinen Weg fort und sammelte Steine in seine Tasche. Vor Angst wußte er selbst nicht, warum er es tat. Mittlerweile kam er an einen großen Baum, der war in seiner Krone so dicht und kraus, daß durch seine Zweige kaum zu sehen war.

Er stieg hinauf und glaubte, daß er dort oben sicher wär. Indessen kamen die beiden Riesen vorbei und spähten umher, ob sie nichts zu rauben fänden. Weil es sehr heiß war, legten sie sich in den Schatten des großen Baumes, etwas entfernt von einander, und schliefen bald ein. Der Schneider wollte schon hinabsteigen und die Riesen im Schlafe totstechen, aber er traute sich doch nicht. So nahm er denn einen Stein aus der Tasche und warf ihn einem Riesen an den Kopf. Der getroffene Riese erhob sich und rief ergrimmt dem andern zu: „Wirf nicht und liege still, sonst erzürnen wir uns!“ Als dies der Schneider hörte, wartete er, bis beide Riesen wieder weiter schliefen.

Nun warf er dem anderen Riesen auch einen Stein an den Kopf. Dieser richtete sich ebenfalls wütend auf und sagte auch so: „Wirf nicht und liege still, sonst erzürnen wir uns!“ Darnach, als beide wieder schliefen, warf der Schneider nochmals nach dem ersten Riesen. Jetzt sprang dieser in größter Wut auf, tief zum anderen und erzürnte sich mit ihm so sehr, daß beide heftig aufeinander einschlugen. Sie prügelten sich so sehr und so lange, bis beide wie tot hinfielen und liegen blieben. Rasch stieg jetzt der Schneider vom Baume herab und schlug die Riesen ganz tot. Darnach ging er vergnügt nach dem Schloß und sagte zum Könige, wenn er wolle, könne er auch die Riesen hofen lassen; denn sie wären beseitigt. Der König schickte sogleich hin. Es war wirklich in der Wahrheit, daß der starke Schneider die Riesen totgeschlagen hatte. Nicht lange darauf vermählte er sich mit der einzigen Prinzessin und wurde zum Könige über das ganze Land gekrönt.

Es geschah aber, daß die Feinde ihm den Krieg erklärten und mit einem gewaltigen Heere heranzogen. Der Schneider, der nun König war, mußte zu Felde ziehen. Als die Heere auf dem Kampfplatze standen, erfuhren gelegentlich die Feinde, daß der starke Schneider Sieben auf einen Schlag totschlug, alle feindlichen Tiere und Riesen des alten Königs umgebracht hätte und nun sogar König geworden wäre. Sie kamen daher in Verzweiflung und wußten nicht, was sie tun sollten.

Der junge König sollte seine Truppen selbst befehligen. Man brachte ihm ein mutiges Pferd, damit er voranreite. Aber der ehemalige Schneider hatte nie in seinem Leben auf einem Pferde gesessen. Kaum saß er im Sattel, so ging das Pferd mit ihm durch und gerade auf die Feinde los. An einem Wege stand ein alter Galgen. An ihm lief das Pferd im gestreckten Galopp vorbei. Der arme Schneider wußte vor Angst nicht, wo er bleiben sollte. Er griff nach dem Galgen und wollte sich festhalten, damit das Pferd unter ihm weglaufen solle. Aber der Galgen stand nur ganz lose, so daß der Schneider ihn umriß. Er behielt ein Stück Balken vom umgestürzten Galgen in der hochgehobenen Hand und stürmte mit seinem Pferd immer weiter vor. Als die Feinde sahen, daß er den Galgen umriß und ein Stück davon in der Hand behielt, meinten sie, er würde sie alle allein totschlagen. Daher gaben sie sich alle gefangen. Der König

hatte die ganze Schlacht allein gewonnen und reiste in großer Freude nach seiner Residenzstadt zurück. Alles Volk lobte den neuen starken König und pries ihn vor aller Welt.

25. Die geraubte Prinzessin.

In Danzig lebte einmal ein armer Schiffer, der hatte schon viele große Seefahrten unternommen und kehrte nur selten nach Hause zurück. Während einer langen und beschwerlichen Fahrt war seine Frau in Danzig verstorben und hatte den einzigen Sohn im größten Elend zurückgelassen. Fremde Leute erbarmten sich seiner, nahmen ihn in ihr Haus und zogen ihn auf, als wenn er ihr eigen wäre.

Endlich kehrte der Vater wieder einmal nach Danzig zurück und besuchte die Seinigen. Da er seinen Knaben bei den fremden Leuten gut aufgehoben sah, seine Frau aber nicht mehr am Leben fand, kehrte er bald wieder an den Hafen zurück, um sich an einer neuen Fahrt zu beteiligen. Schon am anderen Tage verließ das Schiff, für das er angeworben war, den Danziger Hafen und stach in See. Unbemerkt war der Sohn dem Vater gefolgt, warf sich von der Langen Brücke ins Wasser und schwamm dem Schiffe nach. Der Kapitän bemerkte den nachschwimmenden Knaben und fragte seinen Schiffer, wer es sei. Der Vater entgegnete: „Es ist mein Johann.“ Darauf erkundigte sich der Kapitän, warum er seinen Sohn nicht mitnehmen wolle. Er selbst habe ja seine Kinder auf dem Schiff, und so könnten sie zusammen spielen. Sogleich hielten sie das Schiff an und nahmen den Knaben auf.

Die Fahrt ging nach fremden Meeren. Hier fiel eines Tages ein Kind des Kapitäns ins Wasser. Der Schiffer sprang sofort nach und rettete es. Er selbst wurde jedoch, ehe er an Bord gelangen konnte, von einem Hai fisch erfaßt und getötet. So war nun Johann elternlos geworden. Der Kapitän aber hatte ihn sehr lieb, behielt ihn immer bei sich und ließ ihn, als er erwachsen war, beim Schiffsstock das Kochen erlernen.

Johann beteiligte sich an allen gefährlichen Fahrten, durchfuhr mit dem Schiff die entlegensten Meere und lernte die verschiedensten Länder und Völker kennen. Bei einer solchen Fahrt wurde einstmals das Schiff während eines heftigen Orkans gegen

einen Felsen geschleudert und zertrümmert. Die ganze Schiffsbesatzung fand ihren Tod in den Wellen, nur Johann rettete sich auf einem Balken nach einer fremden Insel. Dort nährte er sich von Früchten und Wurzeln, bestieg des Nachts einen hohen Baum, um vor Überfällen sicher zu sein, und schlief in den dichten Ästen, so gut er konnte. Am Tage durchstreifte er die ausgedehnte Insel in der Erwartung, eine menschliche Wohnung anzutreffen.

Bei seinen Wanderungen kam er einmal mitten im Wald auf einen freien, grünen Platz. Als er über denselben hinwegschritt, traf er unversehens auf eine Falltür und fiel in ein dunkles Gewölbe hinab. Er tappte im Finstern umher und kam an eine Tür. Im Innern hörte er eine menschliche Stimme, die ihm zurief: „Komm nicht herein!“ Johann achtete jedoch nicht darauf, sondern betrat furchtlos den verborgenen Raum. Eine alte Frau kam ihm entgegen und sprach zu ihm: „Um Gotteswillen, was willst du hier? Du bist unter eine Räuberbande geraten, die bringt dich doch nur um. Mache gleich, daß du wieder fortkommst!“ Johann entgegnete: „Es ist ganz gleich, ob ich umgebracht werde oder verhungere. Ich bleibe hier.“ Die Frau erzählte ihm nun, daß zweiundachtzig Räuber in der Höhle sich versteckt hielten, ein Hauptmann mit vierzig Mann und ein Unterhauptmann mit vierzig Mann. Alle drei bis vier Wochen käme ein Trupp mit Raub beladen zurück, nachher der andere. Sie müsse stets das Essen bereit halten. Morgen werde der Hauptmann mit seinen Leuten erwartet.

Johann war der Frau behilflich, das Essen zu bereiten. Als die Räuber kamen, versteckte er sich. Dem Hauptmann schmeckte das Essen besonders gut, und er sagte: „Hier muß ein Fremder sein!“ Als es Johann hörte, sprang er aus seinem Versteck hervor und rief: „Hier bin ich, tut mit mir, was ihr wollt!“ Der Hauptmann betrachtete ihn und fand Gefallen an ihm. Er sprach zu ihm: „Ich werde dir auch etwas zu essen holen.“ Darauf brachte er eine verdeckte Schüssel, in der zwei scharf geladene Pistolen lagen, und setzte sie Johann vor. Dieser ergriff mutig die Pistolen und schoß sie gegen die Decke ab. Der Hauptmann sagte jetzt: „Du gefällst mir, du kannst hier bleiben.“

Die Räuber hielten sich ein paar Tage auf. Der Hauptmann zeigte ihm alle Zimmer und sprach zu ihm: „Die alte

Frau ist nun zu nichts mehr nütze. Mache einen Kessel voll siedendes Wasser und wirf sie hinein.“ Johann wollte ungeru, aber um sein Leben zu retten, mußte er es tun. Ehe der Hauptmann mit seinen Leuten wieder fortging, sagte er zu Johann: „Nächstens kommen die anderen Leute, dann mußt du auch gutes Essen bereit halten. Während wir weg sind, kannst du in alle Zimmer gehen, nur ein Zimmer darfst du nicht betreten. Wenn du dort hineingehst, weiß ich es, und dann geht es dir nicht gut.“

Als die Räuber weg waren, befah sich Johann alle Zimmer und fand in denselben viel geraubtes Gut, Geld und Kostbarkeiten. Endlich gelangte er auch an den verbotenen Raum. Ohne sich um den Befehl des Hauptmanns zu kümmern, schloß er ihn auf und trat hinein. Auf einem armseligen Lager kauerte ein halbverhungertes Mädchen. Das war eine Prinzessin, die der Hauptmann einst geraubt hatte. Weil sie nicht seine Frau werden wollte, gab er ihr nur wenig zu essen, so daß sie schon ganz abgemagert war. Johann trug sie sogleich in die Küche und pflegte sie gut. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, trug er sie auch zuweisen an die frische Luft und brachte sie auf diese Weise bald zum Bessern. In einigen Wochen war sie bereits so weit hergestellt, daß sie wieder gehen konnte. Nun griffen sie sich und spielten miteinander wie fröhliche Kinder. Sobald die Räuber kamen, schickte er sie wieder in den abgelegenen Raum zurück und schloß ihn sorgfältig ab.

Johann sorgte mit allem Eifer stets dafür, daß die Räuber immer das beste Essen vorfanden. Der Hauptmann merkte bei seiner Rückkehr aber gleich, daß Johann in dem verbotenen Räume gewesen war. Er griff sofort zur Pistole und wollte ihn niederschließen. Seine Leute sprangen jedoch auf, rissen ihm die Pistole aus der Hand und riefen: „Wenn du den Johann totschießt, der uns das gute Essen besorgt, dann jagen wir dir den Dienst auf.“ „Meinetwegen bleibe leben,“ entgegnete finster der Hauptmann, „aber zeigst du dich noch einmal ungehorjam, so ist es um dich geschehen!“

Kaum war der Hauptmann mit seinen Leuten fort, so holte Johann die Prinzessin wieder herbei und pflegte sie noch besser. Als aber die Zeit herankam, in der der Hauptmann zurückkehren mußte, bereiteten sie noch gemeinschaftlich ein schönes Mahl und setzten es bereit. Dann nahmen sie ausreichend Geld mit, ver-

ließen die Räuberhöhle und wanderten als Bruder und Schwester in die weite Welt. Es gelang ihnen, auf einem Schiff, das zufällig an der fremden Insel anlegte, nach dem Festlande zu entkommen und dort zu Fuß weiterzureisen.

In dem fremden Lande kamen sie nach langer Wanderung am Abend auf ein Borwerk. Johann trat an das Fenster des Wohnhauses und bat um Einlaß. Die Leute weigerten sich, aufzumachen, und sagten: „Wir sind unlängst von Räubern bestohlen worden und machen nicht auf.“ Johann entgegnete flehentlich: „Ich bin mit meiner Schwester verirrt, wir sind nun hungrig und müde, laßt uns ein!“ Der Mann ließ sich erbitten und öffnete die Thür, aber zu essen konnte er nichts geben, weil alles ausgeraubt war. Johann gab ihm ein blankes Goldstück und sprach: „Besorge uns doch von anderwärts etwas zu essen; denn uns hungert gar sehr.“ „Dann muß ich zu meinem Herrn gehen“, sagte mitleidig der Mann und ging nach dem herrschaftlichen Schlosse hinüber.

Der Herr besah ganz verwundert das Goldstück und sprach: „Das ist ja von meinem Bruder, der der Fürst des Landes ist. Sein Bildnis ist auf dem Goldstück. Vor einiger Zeit ist er von einer großen Anzahl Räuber während des Nachts ausgeplündert worden. Was hast du für Leute in Herberge?“

Der Mann erzählte, ein junger Mann sei mit seiner Schwester eingekehrt und hätte um Essen und Nachtlager gebeten. Der Herr entgegnete: „Ich kann nicht herausgeben. Laß morgen den jungen Mann herkommen, dann werde ich ihm herausgeben.“

Am anderen Morgen ging Johann zum Schloßherrn und erzählte ihm, wie er mit seiner Schwester nach der Räuberhöhle gekommen wäre, dort gefangen gehalten wurde und endlich entkommen sei. Daß das Mädchen eine Prinzessin war, verschwie er jedoch. Der Herr fragte ihn, ob er zu den Räubern zurückfinden würde. Johann bejahte es. Sogleich schickte der Herr zu seinem Bruder und ließ um ein Schiff und viele Soldaten bitten. Das Mädchen wollte Johann allein nicht mitziehen lassen und begleitete ihn. Als sie die Höhle erreicht hatten, sagte Johann zu den Soldaten: „Ich werde allein hineingehen. Wenn ich schießen werde, so kommt sofort nach und überwältigt die Räuber.“ Johann stieg in die Höhle hinab und traf gerade den Hauptmann an. Er schoß schnell eine Pistole

ab und sagte zum Hauptmann: „Ich bin wieder hier.“ Dieser herrschte ihn wütend an: „Wo hast du dich herumgetrieben?“ Johann entgegnete: „Die Prinzessin ist mir entwischt, und ich habe sie im Walde gesucht, aber nicht gefunden.“ Der Hauptmann ergriff ihn am Kragen und wollte ihn erwürgen, aber in demselben Augenblicke drangen die Soldaten ein und brachten alle Räuber um. Alles, was zusammengeräubt war, wurde von den Soldaten mitgenommen und dem Fürsten überbracht.

Der Fürst gab Johann und seiner Schwester viel Geld, auch einen schönen Wagen und vier prächtige Pferde, dazu einen Diener und einen Kutscher, und entließ sie dorthin, wohin sie wollten. Sie fuhren fort, kamen in einen großen Wald und wollten in einem Gasthaus einkehren. Hier hielt sich aber eine Räuberbande auf, die Kutscher und Diener umbrachte und den Wagen ausplünderte. Nur Johann war mit seiner Schwester während des Überfalles glücklich entkommen. Sie liefen in den finsternen Wald hinein. Da die Räuber die Verfolgung bald aufgaben, konnten sie ungehindert weiterwandern.

Ärmer als zuvor, gelangten sie des Nachts in ein großes Dorf. Es war gerade Mitternacht, als sie am Kirchhofe vorübergingen. Da hörten sie plötzlich Geisterstimmen. Johann wollte nähertreten, aber seine Schwester hielt ihn zurück. Er riß sich jedoch los und betrat ohne Furcht den Kirchhof. Ein Pfarrer, ein Schuster und ein Glöckner waren als Geister in Streit geraten. Der Pfarrer hatte sich vom Schuster für den Glöckner einst dreihundert Taler geborgt, aber das Geld nicht zurückgegeben. Darüber waren alle drei gestorben. Die Frau des Schusters war im größten Elend zurückgeblieben und ließ nun den Toten keine Ruhe. Johann fragte die Geister, worüber sie sich so heftig zankten. Sie erzählten ihm alles. Der Pfarrer aber sprach: „In der Kirche vor dem Altar ist das Geld vergraben. Hebe den Ziegel auf und trage der Frau das Geld hin. Wenn du einmal wirst in Not sein, werden wir dir auch helfen.“ Johann machte sich sogleich auf, ging in die Kirche, nahm das Geld und trug es am anderen Morgen der Frau des Schusters hin. Diese bedankte sich sehr und gab ihm als Belohnung fünfundzwanzig Taler. Johann war sehr erfreut und jagte zu seiner Schwester: „Nun haben wir wieder Geld und können getroßt weiterwandern.“

Jetzt erreichten sie eine große Hafenstadt und beschloßen, sich hier niederzulassen. Das Mädchen fertigte schöne Geldbörsen an und stückte ihr königliches Wappen darauf. Johann verkaufte diese Geldbörsen und wurde sie reißend los. So hatten sie ihren Lebensunterhalt gefunden. Als Johann einmal am Hafen seine Geldbörsen zum Kauf anbot, sah sie ein fremder Kapitän. Der erkannte sofort das Wappen seines Königs und wußte, daß der König demjenigen, der die geraubte Prinzessin wiederbringen würde, diese zur Gemahlin geben wollte. Er verschwieg es wohl, bot aber Johann und seiner Schwester freie Überfahrt nach einem schönen Lande an. Sie willigten ein und fuhren mit.

Es war eine weite Fahrt, die sie nun antraten. Johann unterhielt sich viel mit dem Kapitän und erzählte ihm auch, daß das Mädchen nicht seine Schwester, sondern eine fremde Prinzessin sei. Auch gab er ihm genaue Auskunft darüber, wie er die Prinzessin gefunden und errettet habe. Der Kapitän hörte das alles ruhig an und tat so, als wenn es ihn gar nichts angehe. Als er aber über alles ausführlichen Bescheid erhalten hatte, stieß er eines Tages bei einem heftigen Sturme Johann unvermutet vom Verdeck in das tiefe Meer hinab. Johann verschwand in den Wellen und ward nicht mehr gesehen. Da erschienen jedoch die Geister, erfaßten ihn und trugen ihn ungeschen in das ferne Königreich. Nun war Johann schon da, bevor der Kapitän mit der Prinzessin anlangte. Gleich nachdem der Kapitän Johann in das Meer geworfen hatte, trat er vor die Prinzessin und drohte ihr, auch sie ins Wasser zu werfen, wenn sie nicht daheim sagen würde, daß er sie befreit habe. Um ihr Leben zu retten, schwur ihm die Prinzessin solches zu.

Johann trat unterdessen bei dem königlichen Hofmaler in die Lehre, zeigte sich sehr geschickt und war schon ein tüchtiger Geselle, als endlich der Kapitän mit seinem Schiff in den Hafen einlief. Das Schiff führte die königliche Flagge, als Zeichen, daß es die geraubte Prinzessin wiederbringe. Da wurden gar viele Freudenstücke gewechselt, und der König kam selbst, seine einzige Tochter abzuholen. Der Kapitän übergab sie ihm und berichtete stolz, wie er sie von den Räubern errettet habe. Die Prinzessin gab alles zu, weil sie geschworen hatte. Seitdem wurde der Kapitän wie ein Prinz gehalten, wohnte im

königlichen Schloß und sollte auch die Prinzessin zur Gemahlin erhalten.

Der König war sehr glücklich und drang in seine Tochter, daß sie bald Hochzeit halten möchte. Sie aber bat um ein Jahr Zeit. Als das Jahr bald um war, sollte das Schloß zur Hochzeit neu ausgemalt werden, da viele Fürstlichkeiten erwartet wurden. Johann war bei dem Hofmaler so beliebt geworden, daß er die schönsten Zimmer allein ausmalen durfte. Er schloß sich bei seinen Arbeiten stets ab, und es durfte keiner das Zimmer früher besuchen, bis alles fertig war. Er malte ein Zimmer immer schöner als das andere. Im letzten Zimmer malte er auf, wie er in die Räuberhöhle geraten sei, wie er die Prinzessin gefunden und gepflegt, wie er mit ihr gespielt und sie errettet habe und alles andere. Als er damit fertig war, übergab er dem Hofmaler den Schlüssel und bat ihn, er möchte der Prinzessin sagen, sie solle das Zimmer nur allein besichtigen. Sie besah es und wußte gleich, daß es ihr Johann gemalt habe. Sofort ging sie zum Hofmaler und wollte den Gesellen sprechen. Johann warf sich rasch auf sein Lager und stellte sich sehr krank. Der Hofmaler sagte daher zur Prinzessin: „Gnädige Prinzessin, den Gesellen können sie jetzt nicht sprechen, denn er ist krank.“ Aber sie bestand doch darauf, und so führte sie der Hofmaler hinein. Kaum erblickte sie den Gesellen, so warf sie sich über ihn und küßte ihn. Dann ließ sie Prinzenkleider holen und bat ihn, er möchte am nächsten Tage auch zur Hochzeitstafel erscheinen.

Johann erschien als letzter auf dem Hochzeitsfest und setzte sich bei der Tafel ganz unten an. Nachdem das Mahl beendet war, sagte der König, jeder solle etwas aus seinem Leben erzählen. Zunächst fragte er aber die Tischgesellschaft: „Was soll dem geschehen, der eine Lüge erzählt?“ „Ihm sollen“, rief der ehemalige Kapitän, „auf der Stelle die Augen ausgestochen und er an ein wildes Pferd gebunden werden, dem ebenfalls die Augen ausgestochen sind. So soll er in die Welt hinausgejagt werden.“ „Gut“, sprach der König, „das soll gewiß geschehen!“ Zuerst erzählte der Kapitän mit stolzen Worten, wie er die Prinzessin errettet habe. Auch die übrigen wußten verschiedene Heldentaten zu berichten. Als endlich die Reihe an Johann kam, sagte er: „Ich kann nichts erzählen, aber kommt und sehet!“

Dann führte er die ganze Tischgesellschaft in das letzte Zimmer und zeigte den Gästen die herrlichen Bilder. Der Kapitän erbleichte und versuchte zu entfliehen. Aber er mußte sein eigenes Urteil an sich vollziehen lassen. Johann bekam die Prinzessin zur Gemahlin, und es wurde gleich von neuem Hochzeit gemacht.



Berichtigungen.

1. Seite 29, 13. Zeile von oben: „Dennoch bekam sie“ anstatt „Dennoch sie bekam“.
 2. Seite 31, 13. Zeile von oben: hinter „sein“ ein Komma.
 3. Seite 32, 2. Zeile von oben: hinter „hatten“ ein Komma.
 4. Seite 32, 5. Zeile von unten: „könnten“ anstatt „könnte“.
 5. Seite 38, 17. Zeile von oben: hinter „besaßen“ ein Punkt.
 6. Seite 49, 8. Zeile von unten: „sie“ anstatt „Sie“.
 7. Seite 52, 17. Zeile von unten: „den“ anstatt „deu“.
 8. Seite 58, 3. Zeile von unten: vor „Besteige“ Anführungszeichen unten.
-

JUL 4 1917

112



Verlag
von
ADOLF MANN
G m b H
= DANZIG =